



Charlotte Thomas

Der Goldmacher

K N A B E S J U G E N D B Ü C H E R E I

Charlotte Thomas - Der Goldmacher

Charlotte Thomas

Der Goldmacher

Erzählung um Johann Friedrich Böttger



GEBR. KNABE VERLAG WEIMAR
1982

Illustrationen und Umschlagentwurf von Hans Wiegandt

3. Auflage - 1982
Gebrüder Knabe Verlag Weimar
Lizenz-Nummer 360 - 500/4/82 - LSV 7502
Satz und Druck: Druckhaus Weimar
Einband: VOB Buchbinderei Südwest Leipzig
Für Leser von 12 Jahren an

EVP 3,40
Best.-Nr. 788 543 2

„Träume Er nicht, Böttger!“

Der schwächliche Lehrling hinter dem Rezeptiertisch zuckte zusammen. Er neigte sich hastig über eine Schiefertafel mit den aufgeführten Zutaten und legte ein Fünf-Gran-Gewicht auf die Waagschale. Dann griff er nach dem Holzlöffel und ging zum Wandschrank mit den kleinen Schubfächern, um die zerstoßenen Bestandteile für die Mischung zu holen. Dabei schielte er in die Ecke nach dem Herd, über dem ein glänzender Kupferkessel hing.

Apotheker Zorn, der Besitzer der kurfürstlich privilegierten Apotheke am Neuen Markt in Berlin, hatte das Gehabe Friedrich Böttgers verfolgt und auch dessen sehnsüchtigen Blick zum Schmelztiegel bemerkt. Der Prinzipal äußerte seinen Unmut: „Er ist wieder bei seiner Alchimie. Ich habe Ihm die Bücher darüber nur geliehen, damit Er in der Freizeit seine Nase hineinsteckt. Bei der Arbeit aber bitte ich mir aus, daß Er seine Gedanken beisammenhält. Außerdem weiß Er, daß Er am Ofen nichts zu suchen hat.“

Friedrich verzog seinen Mund und dachte: Gleich wird er mir wieder vorhalten, in welche Gefahr ich alle brachte, als ich einmal auf dem Feuer herumsudelte, durch Sulfurdampf halb betäubt und erst wieder von den knisternden Flammen zur Besinnung gebracht wurde. Nun, was war schon dabei. Ich ersetzte doch den Schaden und säuberte alles. Warum muß der Prinzipal immer wieder darauf zurückkommen! Glaubt er wirklich, daß er mich dadurch vom Experimentieren abhalten könnte?

Wie anders war doch der Vater gewesen. Friedrich erinnerte sich an seine Schulzeit in Schleiz. Dort wurde er geboren. Der Vater war gräflicher Kassenverwalter und hatte zugleich als Münzwardein die Geldstücke auf ihre Echtheit und ihre Zusammensetzung zu untersuchen. Diese Arbeit hatte ihn dazu gebracht, selber weiter zu forschen und zu experimentieren. Im Keller seines Hauses hatte er



sich eine chemische Küche eingerichtet, in der er legierte. Friedrich durfte dem Vater Handreichungen machen, wenn der Metalle schmolz und mischte. Wie aufmerksam hatte Friedrich aufgepaßt, wenn der Vater tingierte, also färbte und Münzen dünn versilberte, und gespannt zugehört, wenn er ihm wichtige Stellen aus den lateinischen Schriften des gelehrten Erfurter Benediktinermönchs Basi-

lius Valentinus übersetzte, der Anfang des 15. Jahrhunderts mit großem Geschick Metalle untersuchte, Antimonverbindungen herstellte, Mangan und Zink aus Eisen gewann, Versuche mit Arsen, Quecksilber und Schwefelsäure machte, Wismut fand und die Salzsäure entdeckte.

Friedrich versuchte unermüdlich, die Experimente nachzumachen. Er stellte auch schon selbständig Versuche an und war stolz, wenn der Vater ihn lobte und anhielt, weiter zu probieren.

Mit großem Eifer lernte Friedrich in der Schule Latein, um selber in Valentinus' geheimnisvollem Buch „Vom großen Stein der uralten Weisen“ und in den Werken anderer Gelehrter lesen zu können.

Aber auch an eine Prügelei von damals dachte er. Wie arg hatte er den Nachbarjungen zugerichtet, der ihn einen Hexenmeister schimpfte, und wie sehr hatten ihn die Schulkameraden gefoppt, als er eines Morgens mit angesengtem Haar und verbrannten Fingern zum Unterricht gekommen war.

Der Ordinarius hatte verärgert die Stirn kraus gezogen und gemeint, daß der Herr Vater, ein hochgestellter und angesehener Mann, solchen Höllenspuk und eine derartige Teufelskunst in seinem Haus duldet, wäre ihm unverständlich.

Doch erst jetzt, als Friedrich weiterforschte, kam ihm der Gedanke: Suchte nicht schon damals auch der Vater nach dem chemischen Gold? Vielleicht hätte er es sogar gefunden, wenn er nicht so früh gestorben wäre.

Später war es der verständnisvolle Stiefvater gewesen, der den Drang zum Forschen in dem Jungen erneut anregte.

Die Mutter hatte in Magdeburg den Stadtmajor Tiemann geheiratet. Der Stiefvater, der unter dem Bürgermeister Otto von Guericke gedient hatte, erzählte begeistert von dessen physikalischen Experimenten und der Erfindung der Luftpumpe.

Der Apparat zur Herstellung der Luftleere oder zur möglichst weitgehenden Verdünnung des Luftinhalts in einem geschlossenen Raum ließ sich Friedrich genau erklären.

Wie hatte er Guericke bewundert, als Tiemann von ihm und seinen Halbkugeln berichtete. Die Magdeburger Bürger hatten zuerst über ihr Stadtoberhaupt gespottet, ihn verlacht und gehänselt, dann aber über die geglückten Versuche gestaunt. Nicht einmal sechzehn

Pferde, zu beiden Seiten angespannt, hatten die luftleeren Halbkugeln Guericques auseinanderreißen können. Die ungeheure Gewalt der neuen Kraft hatte einen großen Eindruck auf die Zuschauer und die gelehrte Welt gemacht und auch Friedrich stark beeindruckt. Doch Friedrichs Interesse neigte sich immer mehr der Chemie und der Arzneikunde zu. Vater Tiemann willigte ein, daß sein Stiefsohn nach dem Besuch der höheren Schule die Arzneikunde erlernte und sich dazu erst einmal in der Fremde den Wind um die Ohren wehen lassen sollte. So war er zum Apotheker Zorn nach Berlin gekommen, dessen laute Stimme ihn jetzt recht unsanft aus seinen Erinnerungen riß.

Der Prinzipal in lila Samtjacke, eine schwarze Kappe auf dem grauen Haar, trat neben Böttger, ergriff die Schale mit dem Gemisch und rührte zwei Unzen Honig darunter. Ein würziger Geruch verbreitete sich im Raum.

Apotheker Zorn ordnete an: „Fülle Er die Arznei in ein Tontöpfchen, verschließe Er es mit Pergament und bringe es dem Klostervorsteher Laskaris in den Gasthof. Wenn Er zurückkommt, zerstoße Er weiter die getrockneten Kräuter, vor allem Kamille und Schafgarbe. Ich habe in der Stadt zu tun.“ Damit verließ er eilig den Arbeitsraum.

Friedrich Böttger drehte sich dem älteren Gehilfen zu, der in einem Mörser Ingwer zerkleinerte, und fragte neugierig: „Laskaris? Das klingt griechisch.“

Der Gehilfe ließ den Klöpfel los und erklärte: „Ja, der Bischof kommt von der Insel Mytilene. Er reist durch Europa, Almosen zu sammeln, um die Christen loszukaufen, die in türkischer Gefangenschaft leben. So erzählte es uns der Wirt, als er das Rezept brachte. Du warst gerade im Keller und zapfstest Spiritus Lavandulae ab.“

Böttger überquerte den Neuen Markt. Der gepflasterte Platz war leer. Nur sonnabends, wenn der Hauptmarkt abgehalten wurde, wimmelte es von Menschen vor den Fleisch-, Fisch- und Gemüseständen. Heute stand in der Mitte des Platzes einsam ein Galgen, an dem ein Soldat hing.

Der Anblick flößte Friedrich Unbehagen ein. Er erinnerte sich an die Bekanntmachung in den „Berlinischen Nachrichten“: Der Gehenkte war ein dreimal entlaufener Gardesoldat des Anfang dieses



Jahres, 1701, in Königsberg zum König Friedrich I. von Preußen gekrönten Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg. Die Hinrichtung hatte in aller Frühe stattgefunden, aber der von seinen ehemaligen Kameraden Gerichtete sollte, der öffentlichen Abschreckung wegen, erst gegen Abend abgenommen und verscharrt werden.

Friedrich blieb stehen und überlegte: ein grauenerregendes Bild zwischen bewohnten Häusern. Und hatten der König und seine Generale wirklich das Recht, einen jungen Menschen so barbarisch an Leib und Leben zu strafen, nur weil der sich dem harten Zwang und Drill entzogen hatte?

Schnell ging Böttger an der Marienkirche vorüber in den Gasthof. Er fragte nach dem Fremden und wurde in Laskaris' Zimmer gewiesen. Der Mönch saß am Fenster und las.

Als der Fremde dem Boten freundlich zunickte und ihn aufforderte, näher zu treten, fragte Friedrich etwas beklommen: „Ihr seid Arzt, ehrwürdiger Bruder?“

„Gewiß, ich habe auch Medizin studiert. Und du hast wohl die Latwerge gemischt? Vielleicht weißt du sogar, welche Krankheit dieses Mittel heilt?“

Eine feine Röte überzog das schmale Gesicht Böttgers, als er stolz antwortet: „Der große Paracelsus hätte sie gegen die Verunreinigung der Säfte angeordnet, die verschiedenartige Folgen im menschlichen Organismus auslösen kann.“

„Gut. Es scheint mir, als wolltest du auch einmal Arzt werden?“

„Ja, sobald meine Lehrzeit in der Pharmazie beendet ist.“

Der Mönch nickte und nestelte ein Beutelchen auf, das er unter der Kutte trug, entnahm ihm ein erbsengroßes Stück ungeprägtes Gold und reichte es Friedrich. „Bringe das deinem Prinzipal als Bezahlung. Den Rest möchte er mir gutschreiben.“

Als Böttger das Gold zwischen den Fingerspitzen fühlte, neigte er sich damit zum Licht, betrachtete es genauer, führte es an die Zunge und sah dann den Mönch erstaunt an.

Der Klostervorsteher war verwundert und fragte: „Was ist? Hältst du es etwa nicht für echt?“

„Doch – doch“, stotterte Böttger, „nur – es könnte chemisches Gold sein.“

Laskaris bemerkte die Erregung des Jungen und lächelte. „Du

kennst dich in der Alchimie aus? Suchst wohl gar nach dem Stein der Weisen?"

Böttger spürte den leichten Spott und erwiderte: „Arzneikunde und Chemie sind nicht voneinander zu trennen.“

„Wenn du es im Sinne des Meisters Paracelsus auffaßt, will ich dir recht geben.“

„Ihr denkt an die Stelle: ‚Ein Arzt ohne alchemistische Kenntnisse ist ebensowenig ein wirklicher Arzt, wie das Spiegelbild eines Menschen ein wirklicher Mensch ist.‘“ Böttger leierte den Text herunter wie in der Schulstunde.

Der Mönch betrachtete den schlanken Jüngling mit den derben Bundschuhen und dem groben Wams, das ihm an den Ärmeln schon zu kurz geworden war, mit sichtlichem Wohlwollen.

„Du hast deinen alten Meister gut studiert. Laß dich immer von ihm beraten. Lerne, daß Sinn und Zweck der Alchimie nicht das Goldmachen, sondern die Bereitung edler Arzneien ist. Denn für ihn gibt es nicht das verderbenbringende teuflische Gold. Die äußere Transmutation des Metalls ist ihm einzig Sinnbild der inneren Verwandlung. So ist es natürlich, daß er über die ‚Küchenmeister und Sudler‘ spottet, die in ihrer blinden Gier die unvernünftigsten Anweisungen wörtlich nehmen, planlos herumexperimentieren und doch nie ans Ziel gelangen – schließlich sich selbst vernichten oder als Betrüger enden. Nimm dir die menschliche Größe des Paracelsus zum Vorbild, der nie an den Vorteil dachte, in Armut lebte und wie ein Bettler starb.“

Am Abend saß Böttger noch lange in seiner Dachkammer und las in den Schriften des Naturphilosophen Philipp Theophrast Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus. Neben den Büchern auf dem Tisch lag das Gold, das er von Laskaris bekommen hatte. Es war ihm unmöglich gewesen, sich davon zu trennen. Er bezahlte die Medizin, die er dem Mönch gebracht hatte, aus seiner eigenen Tasche.

Im „Buch Paragranum“ fand Friedrich den Satz: „Die Natur gibt nichts an den Tag, was fertig dasteht, sondern der Mensch muß es vollenden. Diese Vollendung heißt Alchimie.“

Friedrich nahm das Klümpchen Gold in die Hand und dachte lange nach. Doch immer wieder stieg der Wunsch in ihm auf: Gold möchte ich machen!

Bei der Arbeit am anderen Tag war er zerstreut. Er zerschlug ein Reagenzglas, stieß den Behälter mit den kleinen Gewichten vom Tisch. Der Gehilfe hänselte ihn.

Doch der Prinzipal fuhr ihn an: „Böttger! Ich bitte mir Attention aus! Er ist mit seinen Gedanken wohl wieder beim Goldmachen! Und dabei macht er hier nur Mist!“

Das höhnische Lächeln des Gehilfen störte ihn heute nicht. Er konnte den Abend kaum erwarten, denn er wollte Laskaris nochmals besuchen. Was wußten die anderen schon, was das für ihn bedeutete! Vielleicht lüftete der Mönch ihm sogar das Geheimnis des chemischen Goldes.

Endlich war es soweit. Friedrich eilte zum Gasthof, sprang die ausgetretenen, knarrenden Treppenstufen hinauf und klopfte an die Tür. Es meldete sich niemand.

Böttger öffnete vorsichtig. Das Zimmer war leer.

Da hörte er die Stimme des Wirtes: „Heda! Was sucht Er denn?“

„Bruder Laskaris!“ Es klang wie ein Hilferuf.

„Der Kloostervorsteher ist heute mit der Frühpost weitergereist.“

Böttger wankte die Stufen hinab. Er hielt sich am Geländer fest.

„Ab-ge-reist?“ fragte er tonlos, als er unten war.

„Ist das so verwunderlich?“

„Nein, nein – aber – hat er keine Nachricht für mich hinterlassen?“

„Das hätte ich beinahe vergessen. Er hat mich beauftragt, Ihm etwas zu geben. Warte Er!“ Der korpulente Mann griff umständlich in seine Tasche und holte ein versiegeltes Päckchen heraus.

In seiner Dachkammer öffnete Böttger die kleine Schachtel und fand darin ein winziges Fläschchen mit einer rubinroten Flüssigkeit. Das Herz drohte ihm stillzustehen. Die Hitze stieg ihm ins Gesicht.

„Das Elixier!“ flüsterte er bebend.

Mit zitternden Fingern entfaltete er einen kleinen Zettel. Darauf standen nur wenige Zeilen. Er überflog sie. Las dann langsam Wort für Wort. Wiederholte sie, bis er endlich ihren Sinn erfaßte. Seine Lippen bewegten sich leise. Er wagte es kaum auszusprechen.

„... nimm zum Andenken eine Probe meiner Kunst ... den wahren Stein der Weisen ... nütze ihn recht!“

Überrglücklich umschloß Böttger die kostbare Phiole mit seinen Fingern. Er hielt sie am Fenster gegen das Licht. Es war ihm, als

blicke er in eine feuerrote Sonne.

„Gold!“ jubelte er lachend und schluchzend. Und immer wieder: „Gold werde ich damit machen!“

Dann entfernte er behutsam den Lack, der den Verschuß sicherte, und zog langsam den Korken heraus. Ein eigenartiger ätherischer Duft entströmte dem Fläschchen, wie von einem unbekannten Pflanzenabsud. Er beachtete jedoch diese Wahrnehmung nicht weiter. Er sah nur die Farbe, war allein von dem Gedanken besessen, Gold machen zu können, und träumte sich in eine Zukunft voller Reichtum, Ehre und Glück.

In der engen Stube fand er keine Ruhe. Er steckte den kostbaren Schatz und den Zettel in die Brusttasche seines Wamses und eilte hinunter, die holperige Straße entlang. Es zog ihn mit aller Gewalt zu seinem Freund Christian Siebert, dem Glasmacher und Ladenbesitzer am Spandauer Tor. Ein Glück, daß er Siebert vor einiger Zeit in der Apotheke kennengelernt hatte. Denn Christian, der bei Johann Kunckel, dem Hofalchimisten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., auf dem Kaninchenwerder bei Potsdam gearbeitet hatte, suchte bis vor kurzem selber nach der prima materia, dem Grundstoff des alchimistischen Prozesses. Friedrich leistete ihm dabei öfter sonntags in seinem schmalen Laboratorium hinter der Ladenstube Gesellschaft. Doch Siebert gab das Suchen und Experimentieren auf. Er wollte bei seiner Glasmacherei, die er auf dem Hakendamm bei Potsdam betrieb, bleiben. Sie würde sich, wie er hoffnungsvoll meinte, im Laufe der Zeit auch in Gold verwandeln, zwar nicht in gefundenes, sondern in ehrlich erarbeitete Goldtaler. Auch Sieberts großer Lehrmeister Kunckel hätte sich ja mit der Erfindung von Phosphor und des Rubinglases zufriedengeben müssen.

Böttger lächelte ein wenig schadenfroh, als er daran dachte, wie ungern Christian zugab, daß Kunckel die Arbeit, ohne Forschung, nur sehr wenig Gold eingebracht hatte und daß er nach dem Tode des kurfürstlichen Gönners sein Haus in Berlin verkaufen mußte, um seine Schulden zu bezahlen, ehe er dem Rufe König Karls XI. von Schweden folgte. Er erinnerte sich, daß Kunckel auch eine Zeitlang Hofalchimist beim Kurfürsten von Sachsen in Dresden gewesen war. Dort erhielt er trotz großer Versprechungen kein Gehalt, was der Finanzminister einfach damit begründete: „Kann Kunckel Gold ma-

chen, so braucht er kein Geld. Kann er es aber nicht, warum sollen wir ihm dann Geld geben!" Jetzt lebte Kunkel in Schweden, geadelt als Kunkel von Löwenstern.

Böttger lachte kurz auf und befühlte mit zuckenden Fingern die Phiole in seiner Tasche, das kostbare Geschenk Laskaris', und dachte: Kunkel blieb der Stein der Weisen fremd. Auch Christian gab auf. Ich aber werde den lapis philosophorum selber finden, wie die großen Weisen des Altertums.

Außer Atem stand er bald darauf vor Sieberts Laden. Heute warf er keinen Blick auf die funkelnden Glaswaren, die Kelche und Kannen, Becher und Fläschchen, Vasen und Schalen rubinrote und weiße aus Kristall. Er bestaunte auch nicht die künstlichen Korallen, die in Halsketten, Armbändern, Kreuzen und Broschen verarbeitet waren.

Siebert saß beim Abendbrot am Tisch.

Frau Luise forderte Friedrich auf, Platz zu nehmen.

Böttger dankte und bat, ins Laboratorium gehen zu dürfen.

„Ich komme gleich nach“, rief Siebert.

„Was hat er denn?“ fragte die junge Frau. „Er ist so aufgeregt.“

„Was weiß ich“, brummte der Mann.

Als Siebert nach einer Weile seine chemische Küche betrat, war Böttger dabei, auf dem kleinen Herd ein Feuer zu entfachen. Er bemerkte den Freund erst, als er neben ihm stand und ihn fragend anblickte. Böttger reichte ihm die Phiole.

Siebert betrachtete das Fläschchen von allen Seiten. Dann fragte er ruhig: „Was soll das sein?“

Böttger drehte sich mit einem Ruck um: „Christian, Freund, das Elixier!“

Siebert schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich glaube es noch nicht.“

Böttger brachte diese Ruhe aus der Fassung. Hastig knöpfte er das Wams auf, zog Laskaris' Zettel aus der Brusttasche und hielt ihn Siebert unter die Augen. „Da, lies!“

Christian blickte gelassen auf die Buchstaben, die wie gedruckt einzeln aneinandergereiht waren, faltete den Bogen langsam wieder zusammen und reichte ihn Böttger zurück.

„Du meinst also . . .“, begann er.

Doch da wurde er ungestüm unterbrochen. „Nichts meine ich, du

ungläubiger Thomas! Freue dich endlich mit mir! Es ist das Goldwasser!“

„Und wenn es so wäre?“

„Du machst mich mit deinen Einwänden wirklich rasend. Kannst du dir denn nicht vorstellen, was das für mich bedeutet, Gold zu machen? Hörst du – Gold!“

„Ich kann es. Sehr gut sogar. Und gerade darum frage ich.“

„Ach was, laß den Unsinn. Die Zeit der Fragererei ist vorbei. Wiege mir lieber drei Lot Blei ab, damit wir die Transmutation durchführen können.“

Väterlich ernst klang Sieberts Antwort: „Friedrich, ehe du beginnst, überlege dir erst einmal, was der Mönch geschrieben hat, und bedenke vor allem seine Mahnung.“

Böttger trotzte auf. „Ich habe alles überlegt und bedacht, wenn du nicht dabei sein willst, so geh doch wieder und setze dich in Großvaters Lehnstuhl.“

„Dummer Junge, du bist unverbesserlich. Also in des Teufels Namen, tue, was du willst, doch versprich mir wenigstens – wenn der Versuch tatsächlich glücken sollte –, keinem Menschen etwas davon zu sagen.“

Aber die Worte des Älteren fielen wie Tropfen auf einen heißen Stein. Friedrich Böttger sprach nicht aus, was er dachte: Ich bin jung. Ich habe mein Leben vor mir. Ein goldenes Leben. Könige werden mir zu Füßen liegen, Kaiser um meine Gunst betteln.

Da redete Siebert weiter warnend auf den Freund ein: „Wenn es bekannt wird, werden dich die Menschen anfallen wie hungrige Wölfe. Und wenn du ihnen keine Brocken mehr vorwerfen kannst, werden sie dich zerfleischen. Friedrich, komm zu dir, sollte es wirklich die ‚Rote Tinktur‘ sein, so hat dir der Mönch ein Teufelsgeschenk hinterlassen, das dich in die Hölle bringt. Der Inhalt des winzigen Zauberfläschchens ist begrenzt. Du wirst es nie nachfüllen können.“

Aber Böttger dachte: Es ist der Neid, der aus ihm spricht, die Mißgunst, die ihm seine Worte diktiert. Laut sagte er: „Der Stein ist ins Rollen gekommen. Er wird zu einer Lawine werden.“

„Und dich zerschmettern, du Tor!“

Böttger hatte inzwischen selber das Blei abgewogen und in den



Tiegel gelegt, griff dann nach dem kleinen Handblasebalg und fachte die Holzkohlenglut an.

Siebert trat zu ihm.

Das Metall schmolz, kochte.

Böttger gab mit ruhiger Hand einen Tropfen von der Tinktur in die graue Masse, die aufschäumte und sich dann zu färben begann: vom dunkelsten Rot über Violett, Blau und Grün zum Gelb. Im schönsten Farbenspiel des Regenbogens.

Mit brennenden Augen verfolgte Böttger den geheimnisvollen Tin-

gierungsprozeß. Er faßte Siebert, der unbeweglich stand, an den Arm und flüsterte schwärmerisch: „Sieh nur, wie es funkelt und flimmert, glitzert und glänzt, blinkt und . . .“

In diesem Augenblick zog ihn Siebert, der den Vorgang ebenfalls genau beobachtet hatte, zurück, denn es blitzte nun wirklich. Eine Stichflamme schlug aus dem Tiegel, erlosch wieder und hinterließ einen leichten Schwefelgeruch.

Mit einem Fluch schüttelte Siebert den leichten Schrecken ab, während Böttger in den leeren Tiegel starrte und dann wie erschlagen auf einen Schemel sank.

Christian legte den Arm auf die Schulter des Freundes. „Friedrich, sei vernünftig. Sei froh, daß es so abgelaufen ist. Laß dir's eine Lehre sein. Gib endlich deinen Goldwahn auf.“

Böttger barg das Gesicht in seine Hände und stöhnte hilflos auf. Dann brach es aus ihm heraus: „Nein, nein, ich kann es nicht glauben. Laskaris hat mich bestimmt nicht betrügen wollen. Wir haben etwas verkehrt gemacht. Wir müssen den Versuch wiederholen.“

„Es wäre zwecklos. Hebe dir das Fläschchen auf, vielleicht kann dir der Inhalt noch einmal nützlich sein. Ich denke mir, Gaskaris wollte dich damit vom Goldwahn heilen.“

Da sprang Böttger auf und lief davon.

„Es ist Stadtgespräch“, erzählte der Gehilfe in der Zornschen Offizin, „Bruder Laskaris soll Gelder kassiert und damit das Weite gesucht haben.“

„Was du nicht sagst! Er machte einen so würdigen Eindruck.“

„Ich habe ihn auch gesehen“, sagte der zweite Lehrling erstaunt, „ich traue ihm so etwas nicht zu.“

Der Gehilfe lachte hämisch. „Ein Scharlatan, ein . . .“

Böttger war in die Offizin getreten und hatte die letzten Worte gehört.

„Von wem spricht ihr?“ fragte er ahnungslos.

„Von dem Mönch, der wer weiß wohin gefahren ist und wer weiß was noch auf dem Kerbholz hat.“

Rot vor Zorn stand Böttger vor dem Sprecher. „Halte deine Zunge im Zaum!“

„Hoho! Du steckst wohl mit ihm unter einer Decke?“

„Für ein Lästermaul genügt die Faust. Da hast du sie!“

Als die Handgreiflichkeiten immer heftiger wurden und einige Gläser zu Boden klrirten, trat der Apotheker ein.

„Was ist hier los?“

„Böttger hat . . .“, meldete der Lehrling.

„Natürlich wieder Böttger!“ unterbrach ärgerlich der Prinzipal. „Sein seliger Vater würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sähe, wie sein Sohn sich aufführt.“

„Laßt meinen Vater in Ruhe, Herr Zorn. Der würde sich genauso wie ich für die Ehre eines anderen Menschen eingesetzt haben.“

„Um wessen Ehre geht es denn?“

„Um die des ehrwürdigen Bruders Laskaris!“

„Daß ich nicht lache, Böttger. Hat Er noch nicht gehört, wie die Leute über ihn urteilen?“

„Ja, aber ich sträube mich, es für bare Münze zu nehmen.“

„Seine gute Meinung erkenne ich an. Nur, kann er das Gegenteil beweisen?“

„Hier ist der Beweis, Herr Prinzipal!“ Böttger warf das Gold auf den Tisch.

Verblüfft wichen der Gehilfe und der Lehrling einen Schritt zurück. Sie bestaunten das Gold. Dann kamen sie wieder näher und betasteten es kritisch. Prüften es schließlich. Redeten hin und her. Bestürmten Böttger mit Fragen.

Friedrich aber antwortete nicht. Er stand wie angewurzelt, die Finger um eine Stuhllehne verkrampft. Er verbiß nur mit Mühe seine Erregung. Er kochte innerlich vor Wut, daß er sich hatte hinreißen lassen.

Der Apotheker nahm das Goldklümpchen in die Hand, wog es, gab es Böttger zögernd zurück und ersuchte ihn, mit in sein Privatzimmer zu kommen.

„Sag Er die Wahrheit! Woher hat Er das Gold?“

„Es stammt von Laskaris!“

„Und hat der es selber hergestellt?“

Böttger antwortete nicht gleich. Trotzig blickte er zum Fenster hinaus. Seine Gedanken jagten einander: Es ist eine Lüge, was ich jetzt sagen will – sagen muß, aber es gibt kein Zurück mehr.

„Nun, wird's bald!“ drängte der Prinzipal.

„Nein, ich! Mit einem Elixier von Laskaris!“



Zorn schob seine Brille auf die Stirn und sah Böttger prüfen an. Er sagte ruhig: „Er wird aber einsehen, daß es mir schwer wird, Ihm das zu glauben.“

„Ich kann es beweisen.“

„Wann?“

„Jederzeit.“

„Gut. Halte Er sich heute abend um acht Uhr bereit. Ich habe angesehene Gäste, die sollen dabeisein.“

Böttger war in der Offizin, als der Apotheker mit seinem Besuch eintrat. Es waren der Schwiegersohn des Hauses, Pastor Porst aus Malchow, und der Handelsherr Born.

Apotheker Zorn traf alle Vorbereitungen persönlich, um von vornherein jeden Täuschungsversuch auszuschließen. Er entfachte das Feuer in dem kleinen Ofen in der Ecke des Gewölbes, wandte dann den Kopf zu Böttger, der bescheiden zurückgetreten war, und fragte: „Welche Menge plumbum purum wird benötigt?“

Böttger überlegte kurz und antwortete fest und bestimmt: „Drei Unzen.“

Der Apotheker nahm eine Waage vom Wandbrett, wog die betreffende Menge Blei ab und warf sie in den Tiegel.

Handelsherr Born blickte mit Interesse auf den Apothekerlehrling, der ihn, den Vielgereisten, an den Arzt und Chemiker Johann Rudolf Glauber erinnerte, von dem er in Amsterdam gehört hatte.

Glauber hatte ebenfalls einige Jahre nach dem Stein der Weisen gesucht, schließlich seine medizinischen und chemischen Geheimmittel verkauft, Studien über die Natur der Salze gemacht und das Wundersalz gefunden, das seinen Namen trägt. Warum sollte dieser aufgeweckte Junge bei seiner Transmutation nicht mehr Glück haben?

Während Apotheker Zorn den Schmelztiegel auf dem Herd hin und her schob, so daß die flackernde Herdflamme für einen Moment aus dem Ofenblech schoß, dachte Born an das großartige Laboratorium, welches die hochbegabte Tochter Gustav Adolfs, Königin Christine von Schweden, in ihrem Palast einrichten ließ, wo sie ständig destillierte und an der Retorte arbeitete, um Gold zu finden.

Ein leichter Rauch schlug dem Pastor ins Gesicht. Er hustelte. Der glaubensstarke Geistliche, der in dem Gehabe des Apothekers und seines Lehrlings ein Teufelswerk sah, konnte sich nur schwer von dem Ausspruch des Philosophen Baruch Spinoza frei machen: „Ich weiß es nicht, doch Unwissenheit ist kein Argument!“

Die Öllampe über dem Herd qualmte ein wenig. Nur spärlich beleuchtete sie den winkligen Arbeitsraum.

Als das Metall in Fluß geriet, winkte Zorn seinem Gehilfen.

Friedrich trat rasch heran. Er hielt die rechte Hand mit dem geöffneten Fläschchen dicht über dem Schmelztopf.

Die Männer beobachteten jede seiner Bewegungen, konnten aber nicht sehen, wie der Adept zugleich mit dem Tropfen von der Tinktur auch das Gold des Laskaris, das er in der halbgeballten Faust verbarg, in das aufschäumende Metall fallen ließ.

Ruhig, als wäre nichts geschehen, ging Böttger beiseite, verschloß das Gläschen und steckte es zu sich.

Als die Flamme puffend in den Rauchfang schlug und die Herren erschrocken zurückprallten, wandte sich Böttger mit unbewegtem Gesicht an Zorn und sagte: „Der Prozeß ist beendet. Der Tiegel kann vom Feuer genommen werden.“

Die Hand des Apothekers zitterte ein wenig, als sie den Holzgriff des Gefäßes umspannte. Neugierig reckten Porst und Born ihre Köpfe vor.

„Bei Gott – ein Wunder!“ murmelte der Pastor und sank in sich zusammen.

„Das wird sich erst erweisen, wenn wir es geprüft haben, lieber Schwiegersohn.“ Der Apotheker wischte sich mit einem bunten Schnupftuch den Schweiß von der Stirn. Der Herrscher aber nickte befriedigt.

Friedrich Böttger sah scheu auf die achtbaren Herren. Denn jetzt, da ihm die Täuschung gelungen war, fühlte er sich doch beklommen und schuldbewußt. Er, der sich bisher nie Unrechtes hatte zuschulden kommen lassen, war zum Betrüger geworden. Doch er konnte nicht mehr zurück und schob alle weiteren Bedenken in jugendlichem Leichtsinne beiseite.

„Es ist soweit“, erklärte Zorn sachlich, stülpte den Tiegel um, griff nach dem kleinen Metallbarren und zog ihn über eine Schiefertafel, auf der eine goldgelbe Spur sichtbar wurde. Daneben malte er einen Strich mit einer Probiernadel und goß dann Scheidewasser darüber. Die Zeichnung blieb, nur die Tönung war verschieden.

Zorn untersuchte sie mit einer Lupe und reichte die Tafel weiter. „Wie ich sehe, stimmt da etwas nicht.“

Porst nickte und sah sich nach Böttger um. „In der Tat, der Unterschied ist offensichtlich. Wie ist das zu erklären?“

Böttger trat näher und antwortete eifrig: „Bedenkt bitte, Herr Prinzipal, Eure Probiernadel ist achtzehnkarätig. Mein Gold aber ist chemisch rein und vierundzwanzig Karat. Daher der Unterschied.“

„Das nimmt Er an, Grünschnabel. Doch was reden wir noch darüber. Der Goldschmied muß es morgen entscheiden“, erwiderte Zorn gereizt.

„Aber Gold scheint es doch auf jeden Fall zu sein“, behauptete der

Handelsherr und klopfte Böttger anerkennend auf die Schulter. Der Apotheker überhörte das Lob absichtlich und bat seine Gäste, wieder ins Wohnzimmer zu gehen.

Mit dem Augenblick, da ein Goldschmied die Feststellung Böttgers bestätigte, kam die Neuigkeit unter die Leute. Wie ein Lauffeuer ging sie von Haus zu Haus. Sensationen waren rar: Berlin hatte wieder einmal seinen Gesprächsstoff.

Die Apotheke am Neuen Markt wurde nicht mehr leer, denn jeder wollte den Goldmacher sehen.

Zorn rieb sich die Hände. Das gute Geschäft versöhnte ihn mit seinem Lehrling, ja, er behandelte ihn jetzt wie ein rohes Ei, da er Gewinn und Ansehen für sich witterte.

Dann erschien sogar eine Flugschrift, die über diesen großartigen Erfolg berichtete.

Auch Christian Siebert las sie. „Der Junge rennt in sein Unglück“, sagte er besorgt zu seiner Frau. „Wir müssen Friedrich nochmals warnen. Geh und rede du einmal mit ihm. Vielleicht hört er auf dich.“

Am nächsten Morgen war Luise Siebert in der Apotheke.

Böttger stand hinter dem Ladentisch. Zuvorkommend fragte er: „Womit kann ich dienen?“

Luise beugte sich über den Tisch und flüsterte: „Friedrich, du bist in Gefahr! Du mußt fort!“

Böttger kniff die Lippen zusammen und schüttelte leichthin den Kopf. Luise sprach ernst auf ihn ein. „Die Zeitungen schreiben, die Leute reden über deinen geglückten Versuch – deine große Dummheit! Friedrich, bedenke, sobald der König davon erfährt, läßt er dich holen! Und was dann mit dir geschieht, brauche ich dir wohl kaum zu sagen.“

Trotzig kam die Antwort: „Aber weshalb denn?“

„Weil er Geld braucht – Gold haben will, du Kindskopf! Die Krönung in Königsberg kostete drei Millionen Taler, dazu wachsen die Bedürfnisse des Hofstaates ständig. Die Kassen aber sind leer. Überall fehlt es an Geld. Da kann nur ein Goldmacher helfen!“

Frau Luise suchte die Hand Friedrichs, drückte sie fest und sagte: „Und das bist du ebensowenig wie die vielen anderen sogenannten Adepten vor dir!“



Böttger bockte und riß die Hand zurück. „Ich will es aber werden und schaffe es auch!“ trumpfte er auf. „Mein Prinzipal hat mich zu seinem Gehilfen gemacht und mir die Erlaubnis gegeben, in seiner Offizin zu experimentieren und . . .“

Eine Kundin betrat die Apotheke.

Friedrich Böttger dienerte und fragte nach dem Wunsch der Dame mit dem lose über den Schultern liegenden Spitzenkragen.

Luise trat zur Seite und verließ dann langsam den Laden.

Wenige Tage darauf hielt eine Kalesche vor der Apotheke am Neuen Markt. Zwei livrierte Diener sprangen vom erhöhten Rücksitz und öffneten mit einer tiefen Verbeugung den Wagenschlag.

Der Hofmarschall Friedrichs I., in hellblauem ordengeschmücktem Frack, den Dreispitz auf der wallenden Allongeperücke, stieg aus,

trat in die Apotheke und verlangte den Goldmacher zu sprechen. Friedrich Böttger wurde gerufen.

Der Hofmarschall musterte ihn neugierig durch ein langstieliges, goldumrändertes Lorgnon.

„So, so, sieh da, Er ist also der Magister der – äh – geheimen Künste. Nun denn hör Er, die gnädige Majestät verlangt Sein Kunststück zu sehen. Er soll sich auf der Schloßwache einfinden. Und daß Er – äh – die quinta essentia nicht vergift! Hat Er verstanden? Au revoir!“

Als Apotheker Zorn den hohen Gast hinauskomplimentiert hatte, umarmte er Böttger stürmisch. „Johann Friedrich, ich beglückwünsche Ihn! Was steht Er so verdattert und starrt dem Wagen nach? Freu Er sich doch! Denk Er, welche Ehre, vor dem König zu erscheinen. Aber, wie sieht Er denn aus? Ist Ihm nicht gut? Geh Er auf Sein Zimmer und ruh Er sich aus, die Freude ist Ihm in die Glieder gefahren.“

In seiner engen Kammer lief Böttger verzweifelt auf und ab. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Er sah nur das Ende vor sich: die Strafe für seine Angeberei, seinen Betrug. Man würde ihn in den Turm werfen, würde versuchen, mit Folterwerkzeugen das Geheimnis aus ihm herauszupressen, das er angab zu kennen, und ihn schließlich im roten Mantel und mit spitzem Narrenhut zum Galgen führen, den Höllenweg, den so mancher Schwarzkünstler und Falschmünzer vor ihm gegangen war. „Nein, nein“, schrie er auf, „das darf nicht geschehen. Aber wo soll ich hin?“

Christian! Der Name des Freundes kam ihm wie eine Erlösung. Befreit blickte er um sich. Es war ihm, als erwache er aus einem bösen Traum. Dann überlegte er: Am besten ist es, ich nehme gleich die notwendigen Sachen mit, denn hierbleiben kann ich nicht. Er zog sich um, packte Wäsche und einige Bücher in den Ranzen, steckte sein erspartes Geld und das Fläschchen mit dem Goldwasser zu sich, schlich die Treppe hinunter, stahl sich durch die Hintertür auf die Straße und ging, den Ranzen in den Mantel gewickelt, als trüge er ein Wäschepaket, dem Spandauer Tor zu.

Luise Siebert war allein zu Hause. Sie sah Böttger, der zu so ungewöhnlicher Zeit kam, nur an und sagte kurz: „Lege deine Sachen hin und setze dich.“

Die junge Frau rückte sich auch einen Stuhl zurecht und fragte: „Was ist geschehen?“

Friedrich berichtete stockend und fragte zaghaft: „Was soll nun werden?“

Luise bestimmte resolut: „Du mußt zu deinem Onkel nach Wittenberg. In Kursachsen bist du sicher.“

Als Böttger immer noch so unglücklich und zusammengesunken da-saß, tröstete ihn die Frau.

„Nun kommst du doch noch schneller zu deinem Studium, Junge, als du gedacht hast. Du machst dich sofort auf den Weg zum Haken-damm. Christian wird dich für die Nacht dort unterbringen, und morgen früh nimmst du in Potsdam die Postkutsche. Du schulterst deinen Ranzen, und jeder wird dich als fahrenden Schüler ansehen. Ich gebe dir noch Brote mit, damit du bis Wittenberg versorgt bist.“

Böttger nickte ergeben und dankbar wie ein unbeholfener Schul-junge und war mit allem einverstanden.

Der preußische Finanzminister Wittgenstein hielt seinem König Vor-trag. „Majestät“, schloß er, „unsere Lage ist kritisch. Ich sehe nur einen Ausweg: sparen!“

Friedrich I. saß zurückgelehnt in einem bequemen, mit purpurnem Seidenstoff bezogenen Sessel und zupfte gelangweilt an den zarten Spitzen seines Jabots.

„Sparen!“ Bei diesem Wort schnellte er hoch. „Wie denkt Ihr Euch denn das? Soll ich hinter dem erhabenen König Ludwig XIV. von Frankreich zurückstehen? Seht zu, daß Ihr Geld beschafft! Das ist Eure Aufgabe, und wenn Ihr dazu nicht fähig seid, dann . . .“

Er brauchte die Drohung nicht auszusprechen, denn Wittgenstein hatte sich bereits mit einer untertänigsten Verbeugung verabschiedet.

Der König ließ sich in seinen Stuhl zurückfallen, gähnte und schob den schweren goldenen Fingerring zurecht, der sich bei dem hastigen Griff in die Sessellehne verschoben hatte. Dabei kam ihm der Gedanke an den Goldmacher.

Wo blieb er? Hatte er nicht den Hofmarschall in die Apotheke ge-schickt? Es war aber bisher niemand dagewesen. Der Stadthaupt-

mann soll nachforschen. Der König griff zur Klingel und erteilte dem Diener die nötigen Befehle.

In der Apotheke am Neuen Markt erschienen zwei Stadtknechte, die Böttger aufs Schloß holen sollten. Zorn zitterte vor Schreck und Aufregung. Abgehackt und zapplig erzählte er wahrheitsgetreu, daß sein Gehilfe gestern nachmittag, nachdem der Hofmarschall dagewesen wäre, fortgegangen war und er ihn seitdem nicht wieder gesehen hätte.

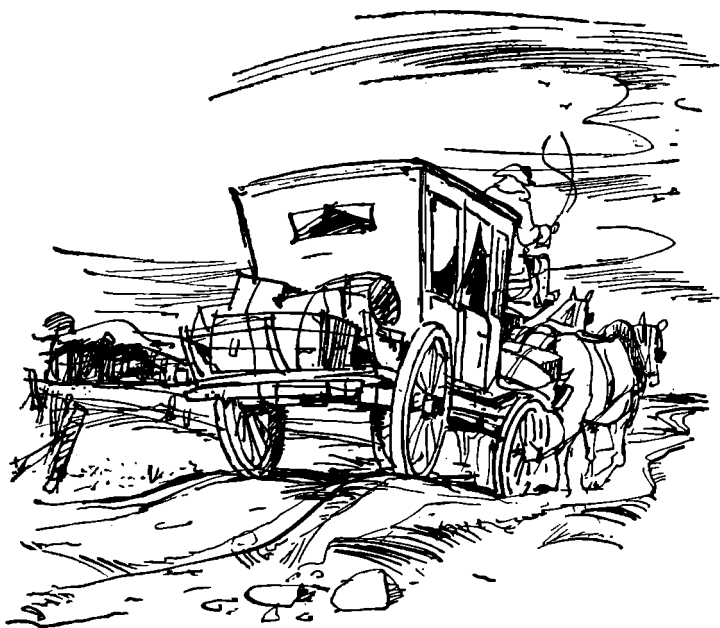
Die Stadtknechte durchsuchten trotz aller Beteuerungen das Apothekerhaus und machten dem Stadthauptmann Meldung. Der ritt mit einer Kavalkade spornstreichs persönlich zum Neuen Markt, vernahm den schlotternden Apotheker und erfuhr, daß Böttger öfter den Wunsch geäußert hätte, zu seinem Oheim nach Wittenberg zu gehen.

Der Stadthauptmann erstattete dem König Bericht. Er ging mit dem strikten Befehl, des Kerls unter allen Umständen habhaft zu werden und zu diesem Zweck ein Kopfgeld von tausend Talern auszusetzen.

Der Hauptmann war ein findiger Mann. Da er von Amts wegen einen Menschen nicht ohne Begründung suchen und gegen Belohnung aufgreifen lassen konnte, ließ er auf den Steckbrief, der sofort ausgehängt wurde, als Delikt setzen: Giftmischerei, was – so folgte der Hauptmann – einem Apothekergehilfen durchaus zuzutrauen wäre. Zugleich beorderte er den Leutnant Menzel mit zwanzig Dragonern zur Verfolgung des Flüchtigen in Richtung Wittenberg und befahl, nötigenfalls Erkundigungen in der Festung selbst einzuholen.

Währenddessen hatte die Postkutsche auf der Heerstraße hinter Treuenbrietzen den grünweißen Schlagbaum Kursachsens passiert und rollte gemächlich an dunklen Föhrenwäldern und saftigen Wiesentälern vorüber, den sanften Hügelketten des Hohen Flämings zu.

Friedrich Böttger hatte seine gute Laune wiedergefunden. Fröhlich summte er vor sich hin. Er spürte nichts von dem Rütteln und Rumpeln des klapprigen Wagens. Er dachte nicht mehr an die schlaflose Nacht, die er auf dem Strohlager bei Christian Siebert zugebracht hatte, an die Unruhe und Angst beim Pferdewechsel. Er



zog gemütlich seinen Mantel aus, denn die Oktobersonne brannte auf das Verdeck des Wagens. Nur wenige Stunden noch lagen zwischen ihm und seinem Ziel.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als sie durch das Schloßtor in Wittenberg fuhren. Die Postkutsche hielt am Markt. Da Böttger seine Verwandten zu so später Stunde nicht stören wollte, blieb er in der „Goldenen Weintraube“ zur Nacht. Am nächsten Morgen ging er in die Wohnung von Professor Kirchmaier. Die Frau Tante war sehr verwundert, als sie den Schwestersohn so unangemeldet vor sich sah. „Friedrich, du?“ fragte sie ungläubig. „Ja, ich bin es leibhaftig.“

„Aber, wo kommst du so plötzlich her? Warum bist du nicht mehr in Berlin?“ wollte Frau Kirchmaier wissen, nachdem sie den Neffen in den Salon genötigt hatte.

„Das ist eine lange Geschichte“, stotterte Böttger. „Ich möchte sie am liebsten erst erzählen, wenn der Oheim dabei ist.“

Die weißhaarige Dame hob ihr Lorgnon vor ihre schwachen Augen, sah Friedrich kritisch prüfend an und fragte besorgt: „Du hast doch keine Dummheiten gemacht?“

„O nein, seid unbesorgt!“

Der würdige Professor der Beredsamkeit Georg Kaspar Kirchmaier war über des Neffen plötzliches Auftauchen, hinter dem er etwas Unrechtes witterte, nicht weniger erstaunt als seine Frau Gemahlin. Denn es war einer seiner Grundsätze, die eigenmächtigen Handlungen Jugendlicher mit größtem Mißtrauen zu betrachten.

Friedrich wagte daher nicht, den Schwindel einzugestehen. Sein Bericht klang so, als wäre völlig ohne seine Schuld der Eindruck entstanden, er könnte Blei mit Hilfe des Elixiers in Gold verwandeln. Die Umstände der Flucht rührten die Tante zu Tränen. Auch der Oheim begann umständlich seine Nase zu putzen. Dann räusperte er sich und sagte: „Ein löblicher Entschluß von dir, nach dem, was in Berlin geschah, sofort hier mit dem Studium beginnen zu wollen. Ich spreche mit dem Dekan und werde deine Immatrikulation in die Wege leiten. Als Student unserer Universität bist du vor allen Verfolgungen sicher.“

Als Frau Kirchmaier das Zimmer verlassen hatte, bat der Professor den jungen Böttger um das Elixier. Er betrachtete es mit fast kindlicher Freude und Neugier und ließ sich über alle Einzelheiten der Transmutation eingehend unterrichten.

Leutnant Menzel ritt, von der Torwache geleitet, mit seinen Soldaten auf den Hof des Wittenberger Schlosses. Er ließ sich beim Kreishauptmann von Ryssel melden, brachte ihm sein Anliegen vor und forderte die Auslieferung Böttgers.

Der rundliche Ryssel musterte den staubigen Offizier und sagte: „Ihr habt einen langen Ritt hinter Euch. Eure Leute und die Pferde bedürfen der Ruhe. Mein Schreiber wird für Eure Unterbringung sorgen. Und morgen früh werdet Ihr Antwort bekommen, ob sich dieser – wie heißt er doch . . .?“

„Friedrich Böttger!“

„Ja, richtig, ob sich dieser Böttger in unseren Mauern aufhält.“

Nachdem sich Menzel verabschiedet hatte, rief der Kreishauptmann

seinen Schreiber zu sich. „Schwenke, Er hat gehört, um was es sich handelt. Erledige Er den Kram!“

Es verging eine gute Stunde, ehe Schwenke zurückkam.

„Wo bleibt Er denn so lange? Er läßt mich noch verdursten. Hol Er mir eine Kanne Bier!“

„Derweil können Herr Hauptmann diese Zeitung lesen.“

Schwenke legte die „Berlinischen Nachrichten“ auf den Tisch.

„Ach was“, brummte Ryssel, „Er kann mir einfach erzählen, was Neues drinsteht.“

Als der Schreiber gegangen war, griff der Kreishauptmann doch nach dem Blatt und überflog es. Plötzlich blieb sein Blick an einer Überschrift haften.

„... erstaunliche Kunde von einem Goldmacher ... ein hiesiger Apothekergehilfe mit Namen Böttger ...“, entzifferte Ryssel und begann mit einemmal, hastig seine Augengläser zwischen den Akten zu suchen.

„Schwenke!“ brüllte er ungeduldig. Doch dann besann er sich. „Ach so, holt ja Bier.“

Endlich öffnete sich die Tür.

„Teufelskerl!“ empfing er den Schreiber, „wo hat Er diese Zeitung her?“

Schwenke grinste. „Hier das Bier.“

„Weiß Er nicht, wo meine Brille geblieben ist.“

„Die haben der Herr Hauptmann auf der Stirn!“

„Heiliger Martinus, wahrhaftig.“ Dann las Ryssel die Zeitungsnotiz noch einmal, wobei er unentwegt vor sich hin schnaufte. Als er den Bericht gelesen hatte, standen ihm dicke Schweißperlen im Gesicht. Er ließ die Faust auf den Tisch knallen, daß das Bier aus dem Krug schwappte.

„Da haben wir es. Deswegen wollen sie diesen Böttger wiederhaben. Aber daraus wird nichts. Wenn er wirklich hiersein sollte ...“

„Er ist hier!“ unterbrach Schwenke. „Ich habe ihn eben gesehen. Er sitzt mit Professor Kirchmaier im Ratskeller. Ein adrettes Bürschchen. Sieht nicht aus wie ein Giftmischer.“

„Donnerwetter, Schwenke, Er ist unbezahlbar. Trinke Er das Bier. Reich Er mir vorher noch Säbel und Hut. Ich will selbst in den Ratskeller gehen.“

Als sich Ryssel vor einem kleinen Spiegel nahe der Tür den Dreispitz geraderückte, drehte er sich noch einmal um und fragte: „Übrigens, Er hat mir noch nicht gesagt, wo hat Er den Wisch – äh – die Zeitung eigentlich her?“

„Von einem königlich preußischen Dragoner für eine Handvoll Tabak.“

Da lachte der Kreishauptmann dröhnend und schlug die Tür hinter sich knallend zu.

In der Gaststube begrüßte er mit betonter Freundlichkeit Professor Kirchmaier, ließ sich den Neffen aus Berlin vorstellen, setzte sich zu ihnen und erfuhr, was er wissen wollte.

Am nächsten Morgen wartete Menzel schon ungeduldig im Amtszimmer des Kreishauptmanns. Endlich erschien Ryssel. Er hatte reichlich gefrühstückt und war gut gelaunt.

„Ja, mein lieber Leutnant, empfiehlt mich Eurem Hauptmann und meldet ihm, daß in der fraglichen Angelegenheit leider nichts zu machen wäre, der betreffende . . . wie sagtet Ihr doch gestern . . . das Subjekt . . . also der junge Herr Böttger als Student an der hiesigen Universität eingeschrieben wurde. Und damit wünsche ich Euch eine gute Heimkehr!“

Nach einer Woche schon war Menzel wieder da. Es habe sich herausgestellt, daß Böttger kein Verbrecher wäre und er also ruhig wieder nach Berlin zurückkehren könnte. Er stünde unter dem persönlichen Schutz des Stadtkommandanten.

„Wenn’s so ist“, erwiderte Ryssel, „besteht noch weniger Veranlassung Böttger aufzufordern, unsere Festung zu verlassen, zumal es sein Wille war, hierzubleiben und zu studieren.“

Menzel war kein Diplomat. Er hatte den Befehl, die Sache so bald wie möglich zu dem gewünschten Ende zu bringen. So sagte er dann geradeheraus: „Seine Majestät der König legen Wert darauf, den Goldmacher in Berlin zu wissen.“

Ryssel hob die Schultern. „Es tut mir leid, Leutnant, aber ich kann nichts für Ihn tun.“

„So ein aufdringlicher Kerl“, schimpfte er, als der Offizier gegangen war.

Da erhob sich Schwenke und trat an den Tisch seines Vorgesetzten.

„Mit Verlaub, Herr Kreishauptmann, die Chose beginnt zu einer Staatsaffäre zu werden.“

„Wieso?“

„Der Preuße war so unklug, die Interessen seines Königs in den Vordergrund zu schieben.“

„Ach was, er wollte sich damit nur wichtig machen.“

„Herr Hauptmann müssen bedenken, daß die pekuniäre Lage des neuen Berliner Königs nicht gerade glänzend ist.“

„Na und?“

„Der Apothekergehilfe kann Gold machen!“

Ryssel streifte den Schreiber, der in devoter Haltung vor ihm stand, mit einem anerkennenden Blick und sagte dann langsam: „Hm, das wäre allerdings zu bedenken. Man könnte sich also, meint Er – Läuse in den Pelz setzen, wenn man nicht die nötige Vorsicht walten ließe. Weiß Er was, setz Er ein Schreiben nach Dresden auf. Schildere Er eingehend die Umstände und bitte Er um Anweisungen. Bestelle Er für morgen früh den Kurier.“

An einem Vormittag hielt ein geräumiger Planwagen vor dem Hause Kirchmaiers. Ein älterer Herr in Reisekleidung stieg aus und drückte auf den Türklopfer.

Die Köchin öffnete.

„Wohnt hier der Studiosus Friedrich Böttger?“ wurde sie gefragt. Auf Ihr Ja erklärte der Mann, er sei ein Leipziger Kaufmann und komme von Berlin. Herr Apotheker Zorn habe ihm eine Kiste für Herrn Böttger mitgegeben.

„Wartet bitte“, antwortete die Köchin. „Ich werde den jungen Herrn verständigen. Er sitzt am Schreibtisch.“

Böttger hatte sich inzwischen vorgenommen, zuerst eifrig zu studieren, bevor er seine alchemistischen Experimente, an deren Erfolg er allerdings noch immer fest glaubte, weiterführen wollte. Er arbeitete fleißig und war ungehalten über die Störung. Doch dann freute er sich über den guten Gedanken seines früheren Prinzipals und eilte hinunter.

Der Kutscher knurrte: „Helft mir, das Ding aus dem Wagen zu heben!“

„Ja, die Bücher sind schwer“, antwortete Böttger und kletterte auf den Wagen.

„Ganz hinten“, hörte er noch. Dann wurde er gepackt und sein Kopf in eine Decke gepreßt.

Als wäre nichts geschehen, setzte sich der Fuhrmann in die Schoßkelle und trieb die Pferde an.

Als Professor Kirchmaier aus dem Kolleg kam, erzählte ihm seine Frau, daß ein Kaufmann für Friedrich eine Kiste gebracht hätte, und fügte hinzu: „Denke dir, der Junge ist immer noch nicht wieder da. Ob er mit dem Fuhrmann in die Schenke gegangen ist? Wir müssen wenigstens die Kiste heraufholen.“

„Ich habe keine gesehen.“

„Aber, sie muß doch im Hausflur stehen.“

„Planwagen, sagst du? Da steckt doch was dahinter.“

Kirchmaier meldete die Sache dem Kreishauptmann. Der war sofort im Bilde.

„Schwenke“, rief er, „Reitertrupp alarmieren, die Torwachen recherchieren und unverzüglich die Verfolgung aufnehmen!“

Den Professor beruhigte er. „Geht wieder nach Hause. Weit können diese sonderbaren Kaufleute noch nicht sein.“

Es wurde festgestellt, daß in den letzten Stunden ein Planwagen das Elstertor passiert hatte.

„Man wagt sich also nicht auf direktem Wege nach Berlin zurück. Aber auch so werden wir sie kriegen.“ Herr von Ryssel ließ sich in den Sattel heben und leitete persönlich die Fahndungsaktion.

Mitternacht war längst vorüber, als der Kreishauptmann mit seinen Leuten zurückkam.

Schwenke erwartete ihn ungeduldig. „Gut, daß alles erledigt ist. Ich sehe, Ihr habt den Studenten wieder.“

„Ja, auch den Planwagen haben wir. Bloß die Kerle sind uns entwischt. Zwischen Zahna und Kropstädt in der Heide. Es war schon zu dunkel. Himmelkreuzdonnerwetter auch“, fluchte der Kreishauptmann, „ich hätte doch zu gern gewußt, an welcher Strippe diese Räuber hängen.“

Dann wandte er sich an Böttger, der ihm langsam ins Amtszimmer gefolgt war: „Gehe Er jetzt zu seinen Verwandten. Sie werden sich bestimmt ängstigen. Seinen geschundenen Knochen wird die Ruhe



auch guttun. Und wie ausgemacht: Ab morgen ist Er mein Gast im Schloß!”

Als Böttger sich auf dem Wege zu seinen Verwandten in der Schloßstraße noch einmal umschaute, ahnte er nicht, daß er als Gefangener in das Schloß, mit seiner stolzen, durch Martin Luther berühmt gewordenen Kirche, einziehen würde.

Eine Dohle krächzte von einem der beiden Türme hinter ihm her. Der Wind trieb ihm von dem nahen Elbufer Modergeruch entgegen.

Fürst Egon von Fürstenberg, der Statthalter des Kurfürsten von Sachsen, kehrte zu vorgeschrittener Stunde von der Jagd in sein Dresdner Palais zurück.

„Was Besonderes?“ fragte er kurz den Sekretär.

„Ja und nein, Durchlaucht. Ich wage es nicht zu entscheiden. Kreishauptmann von Ryssel aus Wittenberg erstattete eine besondere Meldung. Das Schriftstück hatte schon mehrere Tage dem Ministerium vorgelegen. Niemand hielt sich für zuständig.“

„Zeig Er das Schreiben her!“

Fürstenberg überflog es im Stehen, ein wenig zur Kerze geneigt. Dann rückte er sich einen Stuhl heran und las es noch einmal. Er blickte nach den Daten.

„Parbleu! Schon vor zehn Tagen ausgefertigt. Bitte Er sofort die Minister zu mir.“

Die Herren waren erstaunt, als sie aus dem Munde des Statthalters erfuhren, um was es sich handelte.

Fürstenberg lächelte ironisch. „Ihr meint, die Angelegenheit wäre so nebensächlich, daß ich euch nicht hätte zu bemühen brauchen. Noch dazu um diese Nachtzeit. Doch ich glaube, daß wir diesem Apothekergehilfen nicht zuwenig Bedeutung zumessen dürfen. Würde es sich um die Auslieferung eines Kriminellen handeln, so wäre ich grundsätzlich dafür, denn wir dürfen uns die wohlmeinende Freundschaft Preußens nicht verscherzen. Aber hier liegt ein höheres Staatsinteresse vor, und das ist . . .“ Der Statthalter hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu verstärken.

Doch da sprach an seiner Stelle der Finanzminister weiter: „ . . . das Pekuniäre!“

Der Fürst hob den Kopf, nickte zustimmend, wie ein Examinator, der eine richtige Antwort bekommen hatte.

„Gut, Graf Hoym! Ihr stellt wieder einmal Euren rechnerischen Scharfsinn unter Beweis. Ihr seid also mit mir der Meinung, daß wir uns dies Hühnchen, das vorgibt, goldene Eier zu legen, in unsere Voliere sperren. Ich sehe, daß auch die anderen Herren beipflichten. Immerhin müssen wir noch die Entscheidung Seiner Majestät abwarten. Nach Wittenberg werde ich Order geben, den Goldmacher in gute Verwahrung zu nehmen.“

Als Ryssel diesen Befehl erhielt, ließ er Friedrich Böttger in die obere Etage des Schlosses bringen und von Soldaten bewachen.

Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August I., war als August II. zugleich König von Polen. Er wurde 1697 als Nachfolger Jan Sobieskis vom Senat der Rzeczpospolita, der Vereinigung des Großfürstentums Litauen und des polnischen Staates, auf Wunsch des mächtigen Nachbarn, des Zaren Peter I., gewählt.

August II. stand im kleinen Saal seines Warschauer Palais am Fenster und blickte auf die im Novembernebel liegende Straße. Ihn fröstelte plötzlich. Er zog den hermelinbesetzten Pelzmantel fester um seine massige Gestalt, schüttelte das dunkle Haar, das ihm locker auf die Schultern fiel, und ging mit schweren Schritten zum Kamin.

Der Einunddreißigjährige hatte die lange Nase des Geschlechts der Wettiner und einen großen, sinnlichen Mund. Starke Brauen beschatteten seine lebhaften Augen. Das rechte Auge erschien zugekniffen und verlieh dem Gesichtsausdruck etwas Verschmitztes oder Dämonisches, je nach der Gemütslage.

Der König hielt seine sehnigen Finger über das prasselnde Feuer und starrte in die Flammen. Ihm war nicht wohl zumute, denn sein Traum von Macht und Glanz ließ sich, trotz des Beistandes der katholischen Kirche, zu der er übergetreten war, nicht so bald verwirklichen. Dazu war der natürliche Widerstand zu groß. Der sächsische Adel mißbilligte Augusts hochfliegende Auslandspläne, und der polnische Adel fürchtete den Absolutismus.

Und dazu sah sich August einem viel stärkeren äußeren Feind gegenüber: Karl XII. von Schweden.

Bei diesem Gedanken lachte er in sich hinein. Doch ihm war dabei, als spürte er ein Würgen in der Kehle. Hatte er doch den jungen Karl, der, erst fünfzehneinhalb Jahre alt, nach dem Tode seines Vaters vom schwedischen Reichstag für mündig erklärt wurde und zu regieren begann, fest in sein Herz geschlossen. Denn Karl veranstaltete mit seinen Höflingen tolle Ritte, Wagen- und Schlittenfahrten und Jagden. Er raste bei Tage durch Stockholms Straßen und schreckte des Nachts die Bürger durch Einschlagen von Fenstern und Türen und Scheibenschießen auf Schilder und Laternen aus dem Schlaf, erprobte bei wilden Banketten im Wettstreit mit den Zechkumpanen Kraft und Geschicklichkeit, indem er Kälbern und Schafen mit einem Säbelhieb den Kopf abschlug und mit der Pistole

nach den Kerzen der Kronleuchter und den Marmorstatuen in den Prunksälen schoß.

So dauerte es nicht lange, und der schwedische Staatsschatz war vergebend. Als sich der Reichstag weigerte, weitere Mittel zu bewilligen, ließ Karl Hasen fangen, ritt mit seinen Jägern und gefolgt von einer Hundemeute in den Sitzungssaal und hielt mitten unter den Abgeordneten eine Hetzjagd ab.

„So, wie er es jetzt mit uns macht“, knirschte August und stampfte mit dem Fuß auf die Dielen.

Graf Beichling, der Kanzler, der in der Nähe an einem langen Eichentisch saß, fuhr zusammen. Er hatte vor sich einen Berg Akten liegen, die den Krieg betrafen, den Zar Peter I. gegen Schweden begann und dazu außer Dänemark dem von ihm begünstigten August II. ein Bündnis aufzwang, da er die Zeit für gekommen hielt, Schwedens Großmacht zu brechen.

Doch der Zar hatte sich in dem augenscheinlich unerfahrenen und leichtsinnigen Karl gründlich getäuscht. Der zwang die Dänen zum Frieden, besiegte eine russische Armee und schloß das sächsische Heer in Dünamünde ein.

Beichling trug jetzt laut vor: „Der Zar hat elftausend Mann Hilstruppen geschickt und unter Befehl des Barons Patkul gestellt. Aber sie kommen zu spät, Dünamünde zu retten. Hoym teilt mit, daß alle Reserven erschöpft seien.“

Der König drehte sich mit einem Ruck seinem Kanzler zu und schnitt ihm ungestüm das Wort ab.

„Hört auf, Beichling, ich kann die Jeremiaden nicht mehr mit anhören. Jetzt ist Polen offen – und nicht nur für die Schweden. Der Senat wartet nur darauf, neue Anklagen gegen mich zu erheben. Auch meine Geheimen Räte in Dresden konspirieren gegen mich.“ Er trat auf den Kanzler zu. „Beim Himmel, Beichling, das Wichtigste, was ich brauche, um meine Stellung hier wie dort zu stärken, ist Geld. Geld für den Krieg im fremden Land und Geld für den Frieden im eigenen Land.“

Beichling nickte vor sich hin, dachte aber weiter: und Geld für deine kostspieligen Gelüste, Weine, Feste, Pferde und Mätressen. Setzte dann in stoischer Ruhe seinen Bericht fort, bis er auf das

Schreiben Fürstenbergs kam. Er begann zu lesen: „Kurioses aus Wittenberg ist zu melden . . .“

„Gebt her!“ August riß dem Kanzler den Brief aus den Händen. Las selber. Das rechte Auge schloß sich bis auf einen Spalt. Röte stieg ihm ins Gesicht. Seine Nasenflügel blähten sich. Er hastete über die Zeilen, warf den Bogen auf den Tisch, stemmte die Hände in die Hüften. „Beich-ling“, abgehackt kamen die Worte heraus, „wenn das wahr ist – wenn dieser Bursche wirklich – aber – ich glaube es nicht. Es ist schon zu viel Scharlatanerie getrieben worden. Allerdings käme es auf einen Versuch an. Man soll den Pillendreher nach Dresden holen und im Schloß unterbringen. Ihm alle Apparate und Zutaten zur Verfügung stellen, die er braucht. Für sein leibliches Wohl sorgen. Die alchimistischen Liquores, die er bei sich hat, sofort mit Sonderkurier an mich absenden!“

„Majestät“, wandte der Kanzler ein, „man könnte es in Berlin als einen unfreundlichen Akt auslegen, wenn wir diesen Böttger nicht ausliefern.“

„Ach was! Der preußische König hat ein Bündnis mit mir gegen Schweden auch abgelehnt. Dieser Flüchtling steht unter meinem Schutz!“

Der Andreastag neigte sich dem Ende zu, aber noch gab es keinen starken Frost oder eisigen Schneesturm, nur ein leichter Wind pffiff aus Nord.

Gesinde, das heute seine Stellung wechselte, brauchte sich nicht lange in den Kneipen aufzuwärmen, und wer bei Wittenberg über die Elbe mußte, deren Brücke im Dreißigjährigen Krieg zerstört wurde, konnte sich getrost dem Fährkahn anvertrauen, er brauchte nicht Gefahr zu laufen, daß der Kahn von einer treibenden Eisscholle angeschlagen wurde. Aber trotzdem schimpfte der Fährmann, als er beim Dunkelwerden noch eine von einem Reitertrupp begleitete Kalesche des kurfürstlichen Hofes übersetzen mußte.

Der Kreishauptmann fuhr überrascht zusammen, als ihm General Albendyll leutselig auf die Schulter schlug und sagte: „Na, Ryssel, da habt Ihr ja einen kostbaren Vogel eingefangen, wenn ich ihn mit großem Geleit einholen muß. Wo ist Euer Goldjunge? Ich brenne darauf, ihn kennenzulernen.“

Ryssel gab Schwenke einen Wink.



Der General war erstaunt, als Böttger vor ihm stand.

Apothekergehilfe – hatte er sich sagen lassen. Was soll schon an solch einem Giftmischer dran sein, hatte er gedacht. Jetzt aber sah er einen gutgekleideten jungen Herrn vor sich, der mit eleganter Verbeugung seinen Namen nannte.

Der General räusperte sich. „Hm, hm, Monsieur Böttger, ich habe den Auftrag Ihn nach Dresden zu geleiten. Morgen früh reisen wir. Pack Er Seine Sachen, und – bringe Er mich in Sein Appartement.“

Ryssel wollte diensteifrig folgen. Der General wehrte ab. „Nein, danke, bleibt nur.“

Als Albendyll in Böttgers Wohnraum stand, zog er unbeholfen eine kleine beinerne Büchse aus der Tasche. Er wußte nicht recht, wie er es anbringen sollte, und erklärte schließlich stockend: „Hier soll die

bewußte Tinktur hinein!" Dann rückte er mit der Linken seinen Säbel zurecht und forderte: „Also gebe Er mir das Fläschchen, damit ich es befehlsgemäß verwahren kann.“

„Aber, Herr General“, wehrte sich Böttger, „das ist mein Eigentum.“ „Merk Er sich, junger Mann“, die Miene des alten Offiziers verfinsterte sich, seine Stimme klang schärfer und lauter, „alles, was die Untertanen im Lande Sachsen besitzen, gehört unserm gnädigen Kurfürsten und König, in dessen Händen jede Gewalt liegt.“

Böttger biß sich auf die Lippen, trat an sein Schränkchen und entnahm dem Schubkasten die Phiole, die er bisher wie seinen Augapfel gehütet hatte. Es fiel ihm sehr schwer, sich von ihr zu trennen. Hing doch all sein Glauben und Hoffen an dieser rubinroten Tinktur. Mit ihr wollte er doch den Stein der Weisen finden, wollte er nach seinem Studium Gold machen. Er betrachtete sie noch einmal genau, seufzte und überreichte sie zögernd dem General, der sie schnell in der Büchse verbarg und in die Brusttasche steckte.

Mit schweren Schritten ging der General zur Tür, griff zur Klinke. Er drehte sich noch einmal um und fragte: „Hat Er noch einen Wunsch?“

Böttger wurde plötzlich bewußt, daß sich eine fremde Gewalt in sein Leben drängte, und antwortete brüsk: „Herr General, der Universitätsprofessor Kirchmaier ist mein Oheim. Ich hätte mich gern von ihm und von meiner Tante verabschiedet.“

„Aber natürlich. Gehe Er ruhig und bleibe Er die Nacht über dort. Wir holen Ihn morgen früh ab.“

Kirchmaier saß im Studierzimmer vor dem Schreibtisch. Die kugelige Öllampe beleuchtete einen alten Folianten über die Kunst der Alchimie. Seit dem Gespräch mit seinem Neffen beschäftigte sich der Professor wieder eingehender mit den geheimen Wissenschaften.

Frau Kirchmaier war mit einer Handarbeit beschäftigt und zog den bunten Seidenfaden durch die Leinendecke. Sie rechnete in Gedanken nach, wie sie mit dem wenigen Haushaltsgeld noch bis zum Monatsende wirtschaften sollte.

Da klopfte es. Das Hausmädchen meldete: „Der Herr Studiosus!“ Unwillig über die Störung, antwortete der Professor: „Soll im Salon warten!“ Das Mädchen blieb an der Tür stehen.

Frau Kirchmaier stand von ihrer Arbeit auf und fragte: „Was will Sie noch?“

„Es ist unser Studiosus, der Herr Friedrich!“

Da nahm Frau Kirchmaier ihr Lorgnon in die zitternden Hände und rief aufgeregt: „Mann, hast du gehört, Friedrich ist da!“

Der Professor drehte sich um und erwiderte abweisend: „Das ist doch wohl unmöglich!“

„O nein, Ohm!“ rief Böttger, der seinen Reiseumhang auf der Diele abgelegt hatte und nun ins Zimmer trat.

Kirchmaier war so von seinen Spukbildern eingesponnen, daß er für einen Augenblick glaubte, einen Geist vor sich zu sehen. Dann aber erhob er sich schwerfällig und fragte: „Wo – kommst – du denn her?“

Böttger weidete sich an der Verblüffung der Verwandten und berichtete aufgeräumt: „Vom Schloß. Heute ist General Albendyll gekommen, um mich nach Dresden zu holen. In Begleitung einer Kavallerieeskorte. Ich darf diese Nacht noch bei euch bleiben und wünsche einen schönen, guten Abend.“

Kirchmaiers saßen nach dem Essen mit Friedrich noch lange am Tisch. Während sich der Professor mit einem Fidibus, den er über den Lampenzylinder hielt, seine lange Pfeife anzündete, begann er das Gespräch mit der Frage: „Du freust dich also über die – Reise?“ „Dresden ist eine schöne Stadt. Ich habe mir sagen lassen, daß in der kurfürstlichen Residenz eitel Freude und Sonnenschein herrschen.“

Der Professor ging auf die Begeisterung des Neffen nicht ein. „Und wie denkst du dir das Leben dort?“

„Ich werde in einem der kurfürstlichen Laboratorien arbeiten. Man wird mir alle Hilfsmittel zur Verfügung stellen, und ich werde Erfolg haben!“

„Hm“, Kirchmaier blies bedächtig den Rauch von sich, „sag mal, wieviel Tropfen hast du noch von deiner Goldtinktur?“

„Augenblicklich nichts. Der General hat mir die Phiole abverlangt.“ Der Professor blickte seinen Neffen ernst an. „Du Kindskopf, du träumst von Fürstengunst, von Festen, aber beim Erwachen wird dir sein, als wecke man dich mit einer Schüssel eiskaltem Wasser.“

„Ich verstehe Euch nicht, Ohm.“

„Das glaube ich gern. Torheit ist ja ein Vorrecht der Jugend. Doch das Alter besitzt Erfahrung, darum höre auf mich. Noch heute hast du eine Chance, nütze sie, fliehe!“

„Die Tore sind geschlossen.“

Kirchmaier wischte den Einwand mit einer Handbewegung fort. „Ich kenne ein Ausfallpförtchen. Wir sind als Kinder dort oft herumgestreift. Es ist ganz ins Mauerwerk eingelassen, besitzt kein Schloß, läßt sich aber von innen leicht öffnen. Ich bringe dich dorthin. Und dann gehe über die Grenze ins Anhaltische und weiter nach Jena, dort kannst du dein Studium fortsetzen. Ich werde dich einem mir bekannten Professor empfehlen.“

Kirchmaier verließ den Raum, kehrte bald wieder zurück, legte ein Beutelchen mit Geld auf den Tisch und die Adresse des Professors. Friedrich aber sprang auf, sagte bewegt: „Ich danke Euch, Ohm, für Eure gute Absicht. Aber ich kann das Opfer nicht annehmen.“

„Rede nicht so hochtönig, Junge. Was opfere ich schon dabei.“ „Mindestens die Freiheit! Man weiß, daß ich bei Euch bin, darum wird man sich an Euch halten, wenn ich fort bin. Nein, Ohm, ich will auch nicht. Das Leben lockt. Ich möchte das Abenteuer Dresden genießen.“

Als am andern Morgen der Wagen mit dem Landeswappen und den kurfürstlichen Reitern über das holprige Pflaster der Schloßgasse klapperte, füllten sich Fenster und Türen mit Neugierigen. Und als der Zug vor dem Haus des Professors haltmachte und ein Lakai darin verschwand, liefen die Nachbarn zusammen und guckten. Die Männer nahmen die Hüte ab, und die Frauen knicksten, als der Professor seinen Neffen an den Schlag der Hofkalesche brachte.

Auch die Fahrt empfand Böttger als eine Ehrung, einen Triumph. Überall, wo sie anhielten, die Pferde fütterten oder wechselten, wurde er als Staatsperson behandelt.

Selbst die Königin Christine Eberhardine auf dem Schloß in Pretzsch, der General Albendyll einen Besuch abstattete, zog den jungen Adepten in ein längeres Gespräch.

„Schade“, bedauerte sie zum Schluß, „daß Er so schnell weiter muß, sonst hätte Er uns schon hier ein Experiment seiner Kunst vorführen können. Es wäre eine schöne Abwechslung in unserer Einsamkeit gewesen.“



Böttger jedoch war recht froh, daß es keinen längeren Aufenthalt gab. Zwar trug er noch das Goldklümpchen versteckt bei sich, aber ohne seine Rote Tinktur konnte er nicht experimentieren.

Unterwegs fragte Böttger den General, warum die Kurfürstin nicht in Dresden lebe.

Die Landesherrin wäre eine ansbach-bayreuthische Prinzessin und das Leben an kleineren Höfen gewohnt, erklärte umständlich Alben-dyll.

Daß der König seine Gemahlin nach Pretzsch verbannte, damit er sein ausschweifendes Leben ungestört führen konnte, verschwieg er.

Der junge Mann würde noch früh genug erfahren, was an den Höfen in Dresden und Warschau los wäre, dachte der General und lehnte sich in die Wagenecke. Der Frankenwein aus der Heimat Eberhardines hatte ihn müde gemacht.

In einem Seitenflügel des Palais des Fürsten von Fürstenberg wurde Friedrich Böttger eine Zimmerflucht angewiesen. Er fand eine reichgedeckte Tafel. Diener waren besorgt um ihn. Als er dann auch noch in seinem Schlafgemach ein seidenes Himmelbett vorfand, kam er sich wie ein Märchenprinz vor.

Am nächsten Morgen wurde er zum Statthalter befohlen.

Der Fürst blieb am Schreibtisch sitzen. Vor ihm lag die beinerne Büchse. Er bot Böttger keinen Stuhl an, sagte vielmehr in einem kalten, geschäftsmäßigen Ton: „Damit Er sich darüber klar ist, Böttger, wozu Er hier ist: Wir verlangen von Ihm Gold! Da Er bereits Seine alchimistischen Kenntnisse unter Beweis gestellt hat, wird es für Ihn eine Kleinigkeit sein, sich die Gunst unseres Kurfürsten und Königs zu verdienen.“

Böttger rührte sich nicht. Starr blickte er auf den Fürsten.

„Ich werde morgen nach Warschau abreisen, um Majestät diese Probe“, damit berührte er die Büchse, „Seiner Kunst zur Prüfung zu überbringen. Er selbst wird sofort im Laboratorium, das er neben Seiner Wohnung vorfindet, zu arbeiten beginnen. Was Er noch an Chemikalien und Utensilien brauchen sollte, melde Er mir durch Seine Mitarbeiter, die ich Ihm gleich vorstellen werde. Was Seine Bewegungsfreiheit betrifft, stehen Ihm Park und Garten des Schlosses zur Verfügung.“

Böttger erschauerte vor Kälte, die ihm von diesem Mann entgegenströmte. Er kam sich vor, als stünde er auf einem Berg, der rings von Gletschern umgeben war.

Als er die letzten Worte hörte, straffte er sich und sagte: „Exzellenz, das wäre ja . . .“ Doch weiter kam er nicht.

Der Fürst schnitt ihm weitere Worte ab. „Was hier anzuordnen für nötig befunden wird, überlasse Er gefälligst uns.“ Er hob die Glocke und läutete. Herein traten zwei Herren.

„Das ist Monsieur Böttger“, stellte der Fürst vor. Und zu Böttger

gewandt: „Das sind Seine Mitarbeiter, Kammerrat Michael Nehmitz und Bergrat Pabst von Ohain.“

Als Böttger nach einer Weile mit beiden das fürstliche Palais verließ und sie langsam durch den winterlichen Park gingen, kam ihm alles unwirklich vor. Sein Ich schien ihm nicht mehr zu gehören, und wie in einem bösen Traum fühlte er sich von einer fremden Macht gelenkt, der er hilflos ausgeliefert war. Meisen in ihrem bunten Gefieder hüpften auf kahlen Ästen der mächtigen Bäume herum. Spatzen schilpten irgendwo. Am Parktor stelte ein Soldat mit steifen Beinen und ging mit geschultertem Gewehr auf und ab.

Böttger nahm das alles wahr, aber es ging ihm nicht ein. Wie aus weiter Ferne drang die Stimme des Bergrates zu ihm. Pabst von Ohain, ein großer, hagerer Mann mit graumeliertem Bart und ruhigen, dunklen Augen, der wohl spürte, was in dem jungen Menschen vorging, fragte, um den Bann zu brechen: „Seid Ihr lange in Wittenberg gewesen?“

Böttger antwortete nur kurz: „Nein.“ Es war ihm unmöglich, auch nur einen erklärenden Satz zu formen.

„Ihr wolltet dort studieren?“ fragte der Bergrat weiter.

„Ja.“

Der kleine, elegante Kammerrat Michael Nehmitz mit seinem runden Gesicht, seiner kurzen Nase, auf der ein goldgefaßter Kneifer saß, lächelte süffisant, räusperte sich und dachte: Scheint mir ja ein obstinater Bursche zu sein. Werden gleich sehen, ob er wenigstens etwas kann.

Als sie zu dritt das Laboratorium betraten, wurde Böttger munter. Denn das, was er hier vorfand, übertraf alle seine Erwartungen. Es waren mehrere Herdstellen mit glänzenden Kupferkesseln vorhanden, schwere Eisentiegel, Blasebälge in verschiedenen Größen, Regale und Nischen, vollgestellt mit Waagen, Mörsern, allerlei Töpfen, Flaschen und Fläschchen.

Voller Interesse und Staunen ging Böttger im Laboratorium umher. Er las die Namen auf säuberlich geschriebenen Etiketten. Es dauerte eine Weile, bis er alles überflogen hatte.

Seine Begleiter standen, von ihm jetzt völlig unbeachtet, an einem Fenster und sprachen leise miteinander.

Nun trat Böttger zu ihnen.

„Ist die Einrichtung nach Euren Angaben erfolgt? Dann meine Hochachtung, meine Herren, Ihr habt kaum etwas vergessen. Es fehlen nur noch wenige, besondere Kleinigkeiten, die ich aber unbedingt brauche. Seine Exzellenz sagte mir, ich solle mich in diesem Fall an Euch wenden. Vielleicht habt Ihr die Güte und notiert es.“

Nehmitz war so perplex über die bestimmte Aufforderung, daß er vergaß, dem „starrköpfigen Burschen“ zu widersprechen. Er ging zur Wand, an der eine Schiefertafel hing, griff zum Stift, schrieb, was Böttger ihm schnell und genau diktierte.

Pabst von Ohain wandte sich ab und betrachtete eine alte Steineiche, die vor dem Fenster stand.

Kammerrat Nehmitz nahm die Tafel von der Wand, sagte: „Ich werde die Kräuter und Mixturen sofort in der Kanzlei bestellen“, und verließ grußlos den Raum. Seinen eiligen Schritten merkte man den inneren Unmut an. Nur ungern gestand er sich ein, daß Böttger ein findiger Kopf war.

Bergrat Pabst von Ohain drehte sich um. „Ich habe Euch noch die Frage von vorhin zu beantworten, Herr Böttger. Die Anweisung für die Ausstattung der alchemistischen Küche hat Graf Tschirnhaus gegeben. Er ist ein anerkannter Chemiker, Kaiserlicher Rat und Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften. Ihr werdet ihn bald kennenlernen. Die Einrichtung besorgte der alte Labordienner Johann, den ich Euch nachher schicke. Doktor Nehmitz und ich sind lediglich beordert, Euch behilflich zu sein.“

„Warum sagt Ihr nicht, mich zu beaufsichtigen?“ fragte Böttger schroff.

„Ihr habt recht, Böttger“, antwortete der alte Bergrat. In seiner Stimme schwang ein warmer Ton mit. „Es ist wohl besser, wenn wir gleich die Grenzen abstecken, in denen wir uns zu bewegen haben. Nach außen wenigstens, wie ich es für meinen Teil ansehen möchte.“ „Grenzen“, wiederholte Böttger bissig, „besser Mauern, unübersteigbare Mauern. – Aber das ist doch alles sinnlos“, brach es jetzt aus ihm hervor. „Ich bin in dem guten Glauben hierhergekommen, weiter zu forschen und schließlich auch zu finden, was ich suche, das aber kann ich nicht, wenn die Grenzen sogar von Mensch zu Mensch so eng gezogen sind.“

Der Bergrat nickte vor sich hin. „Wie recht habt Ihr, Böttger, aber



ich kann Euch nur einen Rat geben: arbeitet! Füllt die leeren Räume in Euch aus durch Tätigkeit. Ich werde Euch bestimmt behilflich sein. Ich meine, was die Menschlichkeit betrifft, denn von dem, was hier herumsteht, verstehen wir beide, Doktor Nehmitz und ich, auch nicht annähernd soviel wie Ihr. Ich bin Bergmann, ich kenne mich mit Steinen und Erden aus. Gewiß habe ich mich auch in der alchimistischen Kochkunst geübt. Aber ohne Erfolg. Und was den Doktor der Philosophie Nehmitz betrifft, so hat er an Hand uralter Geheimschriften sich im Auftrag des Kurfürsten mit den Tinkturen und dem Tingieren abgegeben, doch ebenfalls weiter nichts als beißen-

den Qualm und entsetzlichen Gestank verbreitet. Böttger, kommt, ich möchte Euch noch die Bibliothek zeigen."

Pabst von Ohain führte den Jüngling eine breite Eichentreppe hinauf in einen kleineren Raum. Die Regale an den Wänden waren bis zur Decke mit Büchern gefüllt.

"Es ist nicht alles Fachliteratur", erklärte der Bergrat, "aber Ihr werdet bestimmt Brauchbares für Euch darunter finden."

Interessiert blätterte Böttger in diesem und jenem Werk, las die Rückentitel und blickte sich neugierig um.

Der Bergrat verabschiedete sich. "Wir sehen uns nach Tisch wieder."

Das Essen, verschiedene Gänge, in kostbaren Schüsseln, dazu Rot- und Weißwein in schweren silbernen Pokalen, wurde Böttger allein serviert. Er nahm zögernd Platz. Als er den Löffel zum Munde führte, war ihm, als schnürte sich seine Kehle zu. Er brachte keinen Bissen hinunter, schob den Teller von sich, legte das Mundtuch auf den Tisch, lief in sein Schlafzimmer. Kopfschüttelnd blickte der Bediente ihm nach.

Böttger warf sich auf sein Bett, barg das Gesicht in die Hände und schluchzte hemmungslos, wie ein kleines Kind. Alles wirkte auf ihn so ungewohnt und unbekannt, so unheimlich, daß er es einfach nicht begreifen konnte und unter dieser schweren Last schier zusammenbrach.

Als der Bergrat am Nachmittag den jungen Böttger abholen wollte, fand er ihn angezogen auf dem Bett liegend in festem Schlaf.

Eine Reise von Dresden nach Warschau im Dezember war selbst für einen Fürsten kein wahres Vergnügen. Obgleich die in breiten Ledergurten schaukelnde Galakutsche mit dicken Federbetten ausgestopft wurde, war der Reisende abends froh, wenn er in den notdürftig eingerichteten Poststellen absteigen konnte.

Hinzu kam noch manch unfreiwilliger Aufenthalt auf den tiefverschneiten Straßen, in deren Schlaglöchern sich der Wagen immer wieder festfuhr. Und die polnischen Landleute waren auch nicht gerade schnell bei der Hand, den Statthalter ihres Wahlkönigs bei einem Radbruch Hilfe oder Vorspann zu leisten, wenn der Wagen im Schnee steckengeblieben war. Sie wußten, wie diese Königswahl zustande gekommen war, und verfluchten die Judastaler, die in die

Taschen der verräterischen Adligen und Bischöfe gerollt waren. Wenn dann die Leibjäger des Fürsten brüllend mit ihren Säbeln fuchtelten, griffen die Bauern stillschweigend nach ihren Mistgabeln und – gingen in ihre Ställe.

Schließlich aber gelangte der Fürst doch nach Warschau und eilte am nächsten Morgen sofort zum König, um ihm das dringend verlangte und sehnstüchtig erwartete Kleinod des Goldmachers zu überreichen.

In seinem Arbeitszimmer öffnete der König behutsam den beinernten Behälter. Und mit einer Zartheit, die diesen starken Händen kaum zuzutrauen war, zog er das Röhrchen heraus und betrachtete es genau.

„Wie das ewige Licht am Hochaltar“, flüsterte er andächtig. Zum erstenmal, seit der Katholik wurde, ergriff ihn andachtsvolle Bewunderung. Er kniete förmlich vor der Allmacht des Goldes.

„Heute nacht, Fürstenberg, werden wir wissen, ob die alten Weisen die Wahrheit sagten über den lapis philosophorum.“

Die beiden verließen den Raum. Eine Dogge folgte ihnen.

„Kommt, ich habe noch einiges mit Euch zu besprechen“, sagte der König leise.

In seinem Kabinett wies August auf einige Folianten, die auf dem Tischchen neben dem Kamin lagen, und sagte: „Die alten Schriftsteller schreiben von einer gebührenden Vorbereitung, die jeder Adept vor einer Transmutation zu beachten habe: Fasten, Versenkung im Gebet, heiliges Abendmahl.“

Fürstenberg verbiß sich ein Lächeln. Er mußte daran denken, wie wenig gefestigt die religiösen Anschauungen des Königs waren, der lieber auf die Jagd als in die Kirche ging und die Gesellschaft schöner Frauen den Priestern vorzog.

„Aber“, redete August weiter, „wir leben doch in einer aufgeklärten Zeit, und so meine ich, wir können den Versuch rein wissenschaftlich betrachten. Ich habe mir lange überlegt, wo wir ihn ausführen, denn ich möchte unter allen Umständen vermeiden, noch eine dritte Person ins Vertrauen zu ziehen. Ich habe mir lediglich die vorgeschriebene Menge Blei besorgen lassen. Im Keller steht ein Herd, selbst Holzkohle ist vorhanden.“

Als Fürstenberg schwieg, fragte der König: „Gebt es doch zu, Ihr

seid ebenso gespannt auf das Experiment wie ich. Gehen wir. Es ist ruhig im Schloß. Die Diener habe ich beurlaubt. Tinktur und Blei habe ich. Nehmt Ihr die Windleuchte.“

Als Fürstenberg hinter dem König die Tür schließen wollte, schlüpfte die Dogge mit durch.

„Majestät, der Hund?“ fragte er.

August winkte ab. „Laßt ihn mitlaufen.“

Wie Diebe schlichen sie durch dunkle Gänge, eine steile Treppe hinunter.

Im Kellerverlies stellte Fürstenberg die Leuchte auf einen niedrigen Tisch, legte Holz in den Herd und brachte es mit einem Fidibus in Brand. Er schüttete Kohlen darüber und rückte den Schmelztiegel zurecht.

Der König legte das Goldwasser griffbereit auf den Tisch und warf den Bleiklumpen in den Tiegel.

Während beide am Herd standen und auf das Schmelzen des Metalls warteten, schnupperte Pluto in dem muffigen Raum umher, bis er schließlich auf dem Tischchen einen – Knochen entdeckte, das beinerne Büchsen mit dem Elixier. Er stellte sich auf die Hinterbeine, schnappte nach dem vermeintlichen Bissen, streckte sich gemächlich aus und fing an zu knabbern. Gleich darauf knackte es, und die kostbare Flüssigkeit sickerte auf den Boden.

„Es beginnt zu brodeln“, sagte Fürstenberg. „Wollen Majestät die Phiole öffnen.“

Der König drehte sich wortlos um, streckte die Hand aus und fuhr hastig zurück. Mit einem Eisengriff hielt er Fürstenberg gepackt.

„Das E-li-xier!“

Zu Tode erschrocken, versuchte Fürstenberg, sich frei zu machen. Doch der Griff des Königs wurde noch fester. Als er das angstverzerrte Gesicht Augusts vor sich sah, schrie er laut, meinte er doch, ein Dämon befände sich im Raum oder wäre in den König gefahren.

Da sprang Pluto auf und kam auf die beiden zu. Ein Fußtritt schleuderte ihn zur Seite. Das Aufheulen des Hundes löste endlich die Spannung in August. Er gab Fürstenberg frei und zeigte noch immer wie geistesgestört auf den leeren Tisch.

Fürstenberg begann zu begreifen. „Majestät“, stieß er hervor, „wo ist es denn geblieben?“

„Ein böser Geist, Fürstenberg, hat uns diesen Streich gespielt.“

Beide wagten sich nicht zu rühren. Blickten ängstlich umher. Bis sie beide zu gleicher Zeit die purpurnen Tropfen auf dem Estrich erblickten.

„Und dort Knochensplitter!“ Wieder packte der König seinen Begleiter. Angestrengt starrte Fürstenberg nach der Stelle und deutete plötzlich auf den Hund. „Pluto!“ rief er, „der Höllenhund hat die Büchse gefressen!“

Da ließ sich der König wie tot auf einen Schemel fallen.

Als der Fürst von Fürstenberg nach Dresden zurückkam, suchte er Böttger im Laboratorium auf, erkundigte sich nach seinem Ergehen, nach dem Fortgang der Experimente und den weiteren Wünschen. Er überreichte ihm schließlich einen handgeschriebenen Brief des Königs.

Sich verabschiedend, drehte er sich an der Tür noch einmal um und meinte jovial: „Monsieur Böttger, ich bitte Euch, morgen abend mein Gast zu sein!“

Der offensichtliche Gesinnungswechsel des Fürsten verblüffte Böttger sehr. Er witterte dahinter eine neue Gefahr.

Nachdem er aber den Brief des Königs gelesen hatte, sah er seine Zukunft wieder in rosigerem Licht. Er trällerte vor sich hin: „Der König hat an mich geschrieben.“ Immer wieder sprach er die Sätze des Briefes: „... alles nach Seinen Wünschen einzurichten, da Er sich durch göttliche Fügung in Unsere Protektion begeben ... Wir sehen Uns danach, Ihm bald mündlich zu sagen, wie sehr Uns verlangt zu zeigen, daß Wir Sein wohlaffectionierter König sind ...“

Eilig rief Böttger den Schneider zu sich und ließ sich einen hellblauen Rock mit goldfarbenen Aufschlägen und dazu weiße Seidenhosen anmessen. Dem Friseur gab er den Auftrag, ihm eine Staatsperücke anzufertigen.

An der Abendtafel des Fürsten von Fürstenberg kam es ihm vor, als wäre es selbstverständlich, daß er sich in dieser Gesellschaft bewegte. Nach dem üppigen Essen schlenderte er durch die fürstlichen Gemächer. Er blieb im Spielzimmer an dem Roulettetisch stehen



und sah der rollenden Kugel zu. Da hörte er hinter sich die Frage: „Nun, Monsieur, wollt Ihr nicht auch Euer Glück versuchen?“

Böttger drehte sich um und sah einen älteren Herrn in dunklem Rock mit altväterlicher Halsbinde vor sich, dessen langes bartloses Gesicht von einer wallenden Allongeperücke umrahmt war.

„Ich habe nicht die Absicht“, antwortete er höflich, „meine Liebe gilt dem ungemünzten Gold.“

Der Fragesteller hatte den jungen Mann mit den ebenmäßigen Zügen und der hohen, klugen Stirn noch nirgends gesehen. Da er die Vorliebe des Gastgebers für kostbares Tafel- und Trinkgeschirr kannte, erkundigte er sich weiter: „So seid Ihr also Goldschmied im Dienste des Fürsten?“

„Ihr habt es beinahe erraten, mein Herr“, gab Böttger zurück. Und fügte hinzu, da er sich jetzt wieder des Briefes aus Warschau erinnerte: „Nur das ich im Dienst eines höheren Herrn stehe.“

Da war das Interesse des alten Herrn vollends geweckt, und er lud den Unbekannten ein, in einer stillen Ecke mit ihm zu plaudern.

Im Verlaufe des Gespräches, das sich in der Hauptsache um physi-

kalische und chemische Probleme drehte, erfuhr der Fremde nur, daß er einen Studenten der Medizin vor sich hatte, und Böttger gewann den Eindruck, daß sein Partner ein nicht unbedeutender Gelehrter sein mußte. Jeder erkundigte sich später nach Namen und Stand seines Gesprächspartners. Böttger fragte einen Diener danach, und der Livrierte nälste blasiert: „Das ist Herr Ehrenfried Walther, Graf von Tschirnhaus.“

Tschirnhaus seinerseits wandte sich an Fürstenberg. „Denkt, ich habe mich fast zwei Stunden mit einem angehenden Mediziner über Naturwissenschaften unterhalten und muß sagen, daß ich seit langem nicht so fachmännisch beraten worden bin. Wer ist dieser begabte junge Mann?“

„Ja, Graf“, überlegte der Fürst, „wen habe ich denn geladen, den Ihr noch nicht kennt? Das könnte nur – aber nein, das ist kaum möglich.“

Da wies Tschirnhaus mit dem Kopf nach links. „Dort, den meine ich, der mit dem Bergrat Pabst von Ohain spricht.“

Fürstenberg hob sein Lorgnon.

„Das ist der neueste Favorit des Königs, der Adept Johann Friedrich Böttger.“

„Da ist Seine Majestät diesmal aber gut beraten worden“, erwiderte Tschirnhaus, „der Mann kann was!“

Böttger arbeitete im Laboratorium unermüdlich Tag für Tag. Oft bis in die Nacht hinein. Er stand stundenlang, mit einem Schurzfell bekleidet, vor den dampfenden Tiegeln, beobachtete die Schmelzvorgänge, lief von einem Ofen zum andern, gab dem Labordiener Anweisungen, saß geduldig neben Nehmitz an einem Tisch und berechnete neue Mischungen, während Papst von Ohain unterwegs war, um Gesteins- und Erdproben herbeizuschaffen.

Eines Tages stand auch Tschirnhaus neben ihm am Ofen. Böttger wollte sich entschuldigen, daß er seinen Gast in Arbeitskleidung empfangen mußte. Doch der Graf unterbrach: „Es ist schon recht. Ich habe mich absichtlich nicht angemeldet, da ich Euch bei der Arbeit zusehen möchte.“

Böttger führte ihn herum, zeigte und erklärte die praktischen Versuche, die schriftlichen Hypothesen.

Tschirnhaus hörte sich alles ruhig an, unterbrach kaum, fragte dann am Ende, ob er noch etwas von der Tinktur besitze, die er von Laskaris erhalten habe.

Böttger war einen Augenblick verwirrt. Er wußte, was diese Frage bedeutete: den Zweifel des Gelehrten. Er verneinte. Begann, ein wenig aufgeregt, davon zu sprechen, wie er die Essenz neu schaffen werde und daß er dazu Zeit brauche, viel Zeit.

Tschirnhaus, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, spürte hinter diesen Worten sehr deutlich den Hilferuf des Forschers, dem selber leise Zweifel aufkamen. Er wußte genau wie dieser junge Mann vor ihm, daß der König, den die Schweden hart bedrängten und der für dieses Goldsuchen schon große Summen ausgegeben hatte, bald wieder Fragen stellen würde unangenehme Fragen. Andererseits hatte er heute wieder bestätigt gefunden, daß in Böttger mehr steckte als das Wissen eines Scharlatans, daß er ein wirklicher Chemiker war, von dem die Welt einmal reden würde. Darum sagte er, während er sich erhob: „Gut, Böttger, die Sonne nimmt jetzt an Kraft zu, ich werde Euch meine Brennspiegel zur Verfügung stellen. Vielleicht können sie Euch von Nutzen sein.“

Doch die Spiegel halfen Böttger wenig. Weder die große geschliffene Kupferscheibe von mehr als zwei Meter Durchmesser noch die dreifach übereinander angeordneten Brennlinsen. Sosehr sich Böttger auch anfangs begeisterte über die Glut, die sie entwickelten, die Kraft der konzentrierten Sonnenstrahlung, die Eisen und Steine in wenigen Sekunden in Fluß brachte und Holz unter Wasser in Kohle verwandelte, war für seine Zwecke zu groß, löste sie doch zugleich die Bestandteile jedes Materials auf, zerstäubte, zerstörte sie und damit, wie er meinte, auch jenes „Esse“, den Urstoff, das Wesen aller Dinge, wonach er verbissen forschte.

„Auch das war nichts“, resignierte er. Enttäuscht hockte er sich ans Fenster. Seine Arme hingen schlaff herunter, der Kopf lag fast auf der eingefallenen Brust. Die hohlen Wangen glühten. Seine müden Augen brannten. Wieder eine wochenlange Arbeit umsonst, grübelte er. Was soll nun werden?

Mühsam erhob er sich, um das Fenster zu öffnen. Da fiel sein Blick auf die hohe Mauer. Und plötzlich bäumte sich alles in ihm auf: Er wollte hinaus, nicht nur in den Garten, den Park. Nein, fort. Weit

fort! Fliehen! Warum war das Tor verschlossen? Warum wird ringsum alles bewacht? Warum bin ich gefangen? Ich will nicht mehr! Ich kann nicht mehr! Raus! Raus rebellierte es in ihm.

Böttger fiel auf den Schemel zurück. Das Verlangen nach dem Leben draußen, nach Freiheit, die Sehnsucht nach Sieberts überfielen ihn noch nie so stark wie heute. Warum antworteten Sieberts nicht auf seine Briefe? Hätte er damals nur auf Christian gehört!

„Verfluchtes Gold!“ knirschte er. Ballte die Fäuste. Taumelte auf. Wankte in seine Wohnung. Ließ sich Wein bringen und trank die ganze Nacht, bis zur Besinnungslosigkeit.

Tagelang blieb er untätig im Bett. Der Leibmedikus Doktor Bartholmäi, der ihm zur Verfügung gestellt worden war, kam und redete in seiner derben Art auf ihn ein wie auf einen störrischen Schuljungen. Doch Böttger tat, als hörte er es nicht.

Eines Tages bekam Friedrich Böttger wieder Besuch von Tschirnhaus. Als der Graf das Laboratorium betrat, sah er seine Spiegel, mit einem schwarzen Tuch verhängt, in einer Ecke stehen. Die Tiegel brutzelten wieder auf dem Kohlenfeuer.

Böttger berichtete.

Der Gelehrte nickte und sagte: „Hört, ich wollte Euch bitten, einmal mein Gast zu sein“, und fuhr fort, ohne auf den Einwand Böttgers zu achten: „Der Fürst hat es erlaubt, meine Kalesche steht vor der Tür. Zieht Euch um, ich warte im Park auf Euch.“

Als Böttger neben dem Gelehrten im Wagen saß, atmete er wie befreit auf.

Tschirnhaus hatte dem Kutscher Anweisung gegeben, langsam durch die Stadt zu fahren, so daß Böttger auch Dresden und seine schönen Bauten bewundern konnte.

Nach einem kurzen Imbiß in seinem Palais führte der gelehrte Graf seinen Gast in das Laboratorium, das ein ganz ungewöhnliches Bild bot.

Der größte Teil des Raumes wurde von Kübeln ausgefüllt mit Erde, weißer, brauner, roter, gelber und solcher, die ins Bläuliche und Grünliche ging. In den Regalen standen Ton- und Glasgefäße. An

Stelle der einzelnen Herde war eine große „Steinbäckerei“ vorhanden, die wie ein Backofen aussah.

Vor dem Fenster setzte Tschirnhaus einen Schleifstein mit Fußantrieb in Bewegung.

„Das ist mein Experimentierraum“, erklärte er. „Hier suche ich, wenn ich nicht auf Reisen bin, schon seit einem Jahrzehnt nach der richtigen Mischung aus Erden und Säuren für jene Masse, aus der die Chinesen ihr kostbares Tongut herstellen. Die Italiener, die es zu uns bringen, nennen es Porzellan, es beherrscht den Welthandel. Ich stehe nach wie vor auf dem Standpunkt, daß der Grundstoff dazu nicht nur in Asien vorkommt, sondern überall zu finden ist.

Aus eigenen Mitteln habe ich auch Glashütten angelegt, in denen das Glas zum erstenmal nicht nur geblasen, sondern auch in Platten gegossen wird. Dann habe ich Schleifmühlen gebaut, in denen Spiegel poliert, Gläser durch Schliff und Schnitt verziert und Steine zu sogenannten Halbedelsteinen geschliffen werden. Hauptsächlich ist es der Jaspis, eine Quarzart, der ungefaßt in den Hauptfarben Rot und Schwarz zu Schmuck verarbeitet und in alle Länder verkauft wird, ebenso wie unsere Gläser und Spiegel. So schafft man unserm Lande durch Handel Werte, bringt Geld ein, anders gesagt: macht Gold!“

Friedrich stand vor dem Bottich mit der roten Erde, nahm eine Handvoll davon heraus und betrachtete sie genau.

Tschirnhaus sprach weiter: „Um Euch das zu sagen und vor Augen zu führen, habe ich Euch hierhergeholt. Nun möchte ich Euch bitten, mein Werk weiterzuführen, Goldmacher zu werden im übertragenen Sinne, indem Ihr eine wirkliche Goldquelle des Landes erschließt. Ich stelle Euch alle meine Hilfsmittel zur Verfügung, auch sämtliche schriftlichen Unterlagen, denn ich weiß, Ihr werdet vorankommen.“ Böttger blickte den Gelehrten nachdenklich an. Er spürte in den väterlichen Worten die persönliche Zuneigung, das Vertrauen zu seinen Fähigkeiten und den guten Willen, ihm zu helfen.

Leise sagte er: „Euer Anerbieten ehrt mich, aber ich darf nicht über mich selbst verfügen.“

„Ich weiß“, beruhigte ihn Tschirnhaus. „Ich werde bei erster Gelegenheit mit dem König sprechen, versuchen, ihn zu überzeugen, daß er sein Geld und Eure Kraft nutzbringender verwenden kann.“

Aber in Böttger stieg wieder der alte Trotz auf. „Ich werde auch das Problem des Goldmachens lösen und den König zufriedenstellen.“

Tschirnhaus legte begütigend den Arm auf die Schulter seines Gastes. „Laßt uns einmal ganz vernünftig reden, junger Freund. Es ist noch in keinem Falle erwiesen, daß ein Mensch die Tinktur bereitet hat, die zur Transmutation nötig ist, wie viele sich auch darum bemüht haben. Das, was darüber erzählt oder geschrieben wird, sind Vermutungen. Außerdem existiert auf der ganzen Erde kein schriftlich niedergelegtes Rezept. Was uns überliefert wurde, das wißt Ihr am allerbesten, sind Phantastereien, Geheimnistuereien, Mystifikationen.“

„Aber Laskaris . . .“, versuchte sich Böttger zu verteidigen.

Ruhig ging der Graf darauf ein. „Lieber Böttger, bleiben wir bei der Vernunft. Beantwortet mir nur eine Frage: Glaubt Ihr wirklich, Euer Mönch wäre von Land zu Land gereist und hätte um Almosen gebettelt, wenn er mit Hilfe der Tinktur die erforderliche Summe hätte leichter und sicherer beschaffen können? Ich bezweifle es.“

Böttger schwieg betreten. Er wußte nichts zu erwidern, denn im stillen gedachte er seines Betruges von damals, mit dessen Hilfe er die chemische Herstellung von Gold vorgetäuscht hatte. Der Zufall hatte ihn davor bewahrt, das Experiment hier noch einmal wiederholen zu müssen. Nicht auszudenken, was daraus geworden wäre!

Tschirnhaus beobachtete den jungen Mann unauffällig. Er glaubte, er hätte ihn gekränkt, und wollte gerade ein Wort der Beschwichtigung hinzufügen, als ihn Böttger fragte: „Herr Graf, darf ich mir gleich eine Probe von der roten Erde mitnehmen?“

Erfreut über solche Bereitwilligkeit, antwortete Tschirnhaus. „Natürlich. Ich lasse Euch ein Säckchen voll davon zurechtmachen und werde veranlassen, daß Ihr die gleiche Menge von den übrigen Sorten bekommt.“

Als Böttger wieder in seinem Laboratorium war, begann er sofort mit seiner neuen Arbeit. Er beabsichtigte, die rote Erde in ihre Bestandteile zu zerlegen, um dadurch vielleicht einen Grundstoff zu finden, auf dem er weiter aufbauen könne. Seine Überlegungen gingen dahin, Gold ohne die Verwandlungstinktur, direkt aus der

Materie, zu gewinnen. Da das Naturgold in Stein gewachsen ist, überlegte er, muß man das „Korn“ künstlich freilegen und sein Wachstum ebenso beschleunigen können. Und dieses „Samenkorn“ suchte er nun zuerst in der roten Erde. Um die notwendige Temperatur zu erreichen, bediente er sich der Tschirnhausschen Brennapparate.

So vergrub er sich wieder in seiner Goldmühle. Die Zeit war für ihn kaum noch ein Begriff. Nur manchmal, wenn er erschöpft und verzweifelt auf sein Lager sank, empfand er seine große Einsamkeit.

Und dann kam wieder ein Brief vom König. Diesmal aber endete das Schreiben mit einer unverhüllten Drohung: „Schaff Er mir endlich Gold, Böttger, sonst henk' ich Ihn!“

Böttger war tagelang verstört. Er kam mit seiner Arbeit keinen Schritt vorwärts.

Als sich einige Tage darauf in Dresden die Nachricht verbreitete, der König wäre vom Pferde gestürzt und lebensgefährlich verletzt, bemerkte er, daß der Wachposten am Tor manchmal überhaupt nicht anwesend war. In seiner Not beschloß er zu fliehen. Die allgemeine Bestürzung, welche die Nachricht vom Unglück des Königs auslöste, kam ihm gut zustatten.

An einem warmen Juniabend nahm er seinen Reisemantel über den Arm und begab sich in den Park. So, als wollte er spazierengehen. Er gelangte durch das unbesetzte Tor auf die Straße. Fragte sich nach der nächsten Poststelle durch, mietete ein Reitpferd und verließ durch das Pirnaische Tor die Stadt. Er gab sich unterwegs als reisender Student aus und gelangte unbehelligt über Prag nach Wien. Hier legte er einige Ruhetage ein, weil er sich in Österreich in völliger Sicherheit wähnte. Sein Plan war, nach Italien zu gehen. Unbewußt suchte er die Nähe von Laskaris.

Er setzte nun seine Reise gemächlicher in einem Wagen fort. Über St. Pölten das Donautal aufwärts. So kam er in das reizvolle oberösterreichische Städtchen Enns.

Als er nach der Besichtigung der alten gotischen Kirche und des Rathauses mit dem freistehenden Turm in einer einfachen Gaststube bei der Abendmahlzeit saß, trat ein Fremder an seinen Tisch und redete ihn beim Namen an.

Böttger starrte den Mann entsetzt an. Der nahm ruhig Platz und sagte: „Ich bin der Güterverwalter des Grafen Tschirnhaus und will hier Zuchtvieh kaufen. Wie kommt es, daß ich Euch hier treffe?“ Geistesgegenwärtig erklärte Böttger: „Ich bin auf der Reise zum König nach Lublin. Da die Schweden von Krakau her die Grenze unseres Landes unsicher machen, mußte ich vom geraden Weg abweichen.“

Doch diese Ausrede half ihm nichts. Seine Verfolger hatten ihn aufgespürt. Von einer kursächsischen Eskorte begleitet, wurde Böttger auf besonderen Befehl des Königs auf die Albrechtsburg in Meißen gebracht.

Böttger saß am Fenster seines Zimmers und blickte über die wolkenbehangenen Hügel, das ziehende Wasser der Elbe, die überdachte Brücke, den Uferweg, auf dem vierspännige Kaufmannswagen fuhren, buntgekleidete Bürger spazierengingen. Es lag alles so nahe vor ihm und war doch für ihn unerreichbar. Sein Leben war an diesen König gekettet, gefesselt an Gold, das er machen sollte. Er war jetzt noch mehr gebunden als früher.

Sechsenddreißig Schmelzöfen unterstanden ihm. Bergleute aus Freiberg waren gekommen, um ihm zu helfen. Vierzigtausend Taler, hatte Nehmitz ihm neulich vorgerechnet, sollte sein Unternehmen schon gekostet haben. Und was war dabei herausgekommen? Nichts und wieder nichts! In den Tiegeln blieben zu guter Letzt immer nur zerstörte Hoffnungen. Was sollte nun werden? Wie lange würde der König noch Geduld haben? Wann würde seine Habsucht durchbrechen, die doch unersättlich sein sollte. Wie es auch würde, er mußte dabei zugrunde gehen.

Wie hochfliegend waren seine Pläne! Und was war jetzt? Der unscheinbare Vogel, der draußen vorbeihuschte, war freier als er, denn der konnte fliegen, wohin er wollte. Er aber saß hinter diesen festen Mauern. Er war gefangen. War er denn ein Unehrllicher? Ein Gaukler? Ohm Kirchmaier war Zeuge, daß er studieren und Arzt werden wollte. Nach dem Vorbild des großen Paracelsus. Die einzige Schuld war seine Unbesonnenheit, sein Übermut, sein jugendlicher Leichtsin, damals in der Offizin bei Apotheker Zorn, als er mit dem Gold

prahlte und – den Teufel beschwor, den er nun nicht wieder los wurde.

Ein leichtes Klopfen an der Tür schreckte den Träumenden auf.

Ein Diener trat ins Zimmer. „Herr Baron, der Meister . . .“

Böttger winkte ab. „Ja, ja, ich komme schon.“

Baron mußte man ihn jetzt titulieren auf höheren Befehl. Der Reputation wegen, wie man ihm erklärte. Aber er pfiß heute auf das Ansehen. Vor Jahr und Tag hätte er sich vielleicht noch in die Brust geworfen und gedacht, man wäre von seinem Können überzeugt oder mit dem Adel komme auch der Verstand. Heute wußte er, daß es sinnlos war. Leeres Gerede. Nutzloses Getue.

Tschirnhaus war Graf, der hatte es auch als Gelehrter zu etwas gebracht, doch zu einem guten Teil auch nur durch sein Geld. Das hatte ihm die Ruhe und vor allen Dingen die Freiheit verschafft, die er brauchte.

Er dagegen war arm. Er hatte nichts als die Protektion, und die war für ihn zu einem zweischneidigen Schwert geworden. Die Ruhe, die man ihm geben wollte, war zur Unruhe geworden. Und hinter seiner Zeit war man mit der Hetzpeitsche her.

Mit solchen Gedanken trat Böttger an den Ofen, an den er gerufen worden war. Da sah er, wie das Feuer die Erde in Bewegung brachte, die Materie verwandelte.

Sinnend blickte er in die Flamme, fühlte sich hingezogen zu ihr, eins mit ihr. Die Glut, die sie entfachte, beseelte ihn, auch sein Gemüt brannte wieder.

Karl XII. führte die Unterwerfung Polens planmäßig durch. Nachdem er die Sachsen in zwei entscheidenden Schlachten auf polnischem Boden bei Punitz und Fraustadt geschlagen hatte, rückte der Schwedenkönig durch Schlesien in Sachsen ein. Das geschah im Jahre 1706.

Er zwang August den Frieden von Altranstädt auf. Der König mußte auf die polnische Krone verzichten und aus sächsischen Mitteln ein Jahr lang die Versorgung des schwedischen Heeres übernehmen.

Bevor die Schweden erschienen, ließ der Statthalter die kostbarsten Schätze aus dem Kurfürstentum auf die uneinnehmbare Feste Kö-



nigstein bringen. Als solch ein Schatz wurde auch Johann Friedrich Böttger angesehen.

Als „Herr mit den drei Dienern“ wurde er auf den Königstein gebracht und eingeschlossen wie ein Staatsgefangener. Erst auf eine Beschwerde bei Fürstenberg wurde ihn eine geringe Bewegungsfreiheit zugebilligt.

Böttger, Pabst von Ohain und Kammerrat Nehmitz sowie der Labor-diener Johann bekamen entsprechende Räume zugewiesen, aber an eine Fortsetzung der Arbeit war nicht zu denken. Der Kommandant verweigerte die Einrichtung eines Ofens, der Feuergefahr wegen. Denn die Räume waren nur durch Holzwände voneinander getrennt.

„Wir sind in sehr feudaler Gesellschaft“, erzählte der Bergrat eines Tages. „Beichling ist hier und auch Patkul.“

„So ist der Kanzler in Ungnade gefallen – und wer ist Patkul?“ fragte Böttger neugierig.

„Ein livländischer Baron. Er war Führer der Freiheitsbewegung seines Landes, das seit 1660 schwedische Provinz ist. Als Karl XI. dort die Verfassung aufzuheben drohte, erhob der Landtag unter Patkul Einspruch. Der Rebell wurde zum Verlust der rechten Hand und zur Einziehung seiner Güter verurteilt. Er konnte aber fliehen und trat in polnische Dienste. Das Bündnis zwischen Rußland, Sachsen und Polen gegen Schweden ist hauptsächlich seiner Initiative zu verdanken. Daraufhin machte ihn der Zar zum Gesandten am Hof König Augusts in Warschau und in Dresden. Da er nach Meinung des Sächsischen Geheimen Rates die russischen Interessen rückhaltlos vertreten und sich auch sonst durch anmaßendes Verhalten unbeliebt gemacht hat, ließ man ihn verhaften. Wie ich vom Kommandanten erfahren habe, hat Karl XII. seine Auslieferung verlangt. Der Rat wird natürlich gehorchen müssen. Und was dann mit Patkul geschieht, kann man sich an den fünf Fingern abzählen.“

Der Bericht weckte in Böttger Mitempfinden. Er mußte an seine eigene Lage denken. Man müßte ihm helfen, wollte er sagen, erkannte aber im gleichen Augenblick seine eigene Hilflosigkeit.

Als er am Abend bei zugehängtem Fenster und dürrtigem Öllicht über Abraham Frankenbergs „Artzt-Engel“, einer alten chemischen Arzneischrift, brütete, wurde er plötzlich durch ein schabendes Geräusch an der Wand aufgeschreckt. Er erhob sich leise und forschte neugierig nach. Da bemerkte er, wie in der Bretterwand ein Astloch freigelegt wurde. Er reckte sich ein wenig auf, um zu sehen, was dahinter vorging, und blickte in ein menschliches Auge. Erschrocken fuhr er zurück.

Da flüsterte eine Stimme: „Bleibt und hört mich an! Wer seid Ihr?“ „Böttger“, hauchte Friedrich mit klopfendem Herzen.

„Ah, Böttger“, sprach der Unbekannte weiter. „Ein glücklicher Zufall. Ihr werdet mein Anliegen verstehen.“

„Was wollt Ihr?“ fragte Böttger leise.

„Ihr wißt, wer Eure Nachbarn sind.“

„Graf Beichling?“

„Psst! Nicht so laut! Patkul und ich wollen morgen nacht von hier fort, müssen jedoch Euer Fenster benutzen, das zum Wallgraben hinausführt.“

„Aber . . .“

„Kein Aber!“ Es klang wie ein Befehl. „Ihr habt dabei nichts weiter zu tun, als Euch schlafend zu stellen. – Es sei denn, Ihr wolltet unsere Kletterpartie mitmachen. Alles andere werdet Ihr morgen erfahren.“

Da ließen sich schlürfende Schritte auf dem Flur vernehmen. Das Loch wurde schnell wieder verstopft. Es herrschte Ruhe. Böttger warf sich auf sein hartes Lager. Er konnte nicht schlafen. Flucht! Wieder war die Gelegenheit da. Sollte er sie nützen? Noch wußte er nicht, was geplant war, doch die beiden ehemals so Mächtigen würden wohl alles gut vorbereitet haben. Sicher besaßen sie gute Freunde, die ihnen draußen weiterhalfen.

Am anderen Morgen untersuchte Böttger unauffällig die Wände. In einer Ecke waren die Bretter nur angelehnt, die Nägel säuberlich entfernt. Böttger fand den ganzen Tag keine Ruhe. Er dachte an die kommende Nacht. An die Freiheit!

Am späten Nachmittag hörte er nebenan derbe Schritte von mehreren Leuten und laute Stimmen. Man rückte einen Schrank ab.

„Graf Beichling, folgt mir!“ vernahm Böttger deutlich. Jetzt war ihm, als bliebe das Herz stehen vor Schreck. Was war geschehen?

Von Bergrat Pabst von Ohain erfuhr er, daß Beichling regelmäßig den Besuch eines Pfarrers erhielt, der sonst ungehindert das Tor passierte. Heute aber kam der Geistliche im Talar mit einer Tasche in der Hand. Er gab an, sein Schützling begehrte das heilige Abendmahl. Der alte Feldwebel, welcher erstmalig die Wache kommandierte und wohl nicht soviel Ehrfurcht vor dem Gottesmann und den heiligen Altargeräten hatte, bestand auf eine Durchsuchung. Er fand statt des Weines und der Hostien – eine Strickleiter.

Die weitere Untersuchung hatte ergeben, daß Beichling und Patkul die Wand hinter dem Schrank aufgebrochen und auf diese Weise schon längere Zeit Verbindung zueinander hatten.

„Und was nun?“ fragte Böttger totenbleich.

„Man hat sie erst mal in einem anderen Teil der Feste untergebracht.“

Böttger wandte sich ab, um seine Erregung zu verbergen. Er ging mit wankenden Schritten zum Tisch. Setzte sich, nahm ein Buch und begann darin wahllos zu blättern. Vorwärts, rückwärts, nur um irgend etwas zu tun.

Der Bergrat redete auf ihn ein. Böttger hörte es nicht. Der Abgrund hatte sich wieder vor ihm aufgetan.

König August II. weilte noch immer in Polen. Die Friedensverhandlungen hatten seine Geheimen Räte geführt. Zur Unterzeichnung des Vertrages mußte sich der Exkönig aber doch wohl oder übel in sein Kurfürstentum begeben.

Auf einem Gut bei Altranstädt, in dem Karl XII. sein Quartier aufgeschlagen hatte, trafen sich beide Herrscher.

August mit seiner imposanten Gestalt erschien in einem goldverzierten Galarock, mit gepuderter Lockenperücke, weißen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen.

Der schwächliche, kaum vierundzwanzigjährige Karl empfing ihn in einfacher Uniform und Kanonenstiefeln. Die Hand auf den schweren Degen gestützt. Das strähnige Blondhaar wirr um den Kopf hängend. Und so einfach sein Aussehen, so knapp war auch seine Sprache.

August spielte den Leutseligen. Aufgeräumt und launig begann er das Gespräch, um auf diese Weise dem jugendlichen Sieger Bewunderung einzuflößen. Der aber war dafür unempfänglich. Wenn er überhaupt redete, so waren es nur kurze Antworten.

Als August auf die Friedensverhandlungen eingehen wollte, erwiderte Karl, damit gäbe er sich nicht ab, das wäre Sache seiner Minister.

Im übrigen schaltete und waltete der Schwedenkönig in Sachsen ganz nach seinem Ermessen, ließ die Besatzungskosten auf Heller und Pfennig einziehen und belegte auch den Adel mit Steuern. Das löste unter den Betroffenen großes Geschrei aus.

Als man sich beschwerte und darauf aufmerksam machte, daß die Besteuerung gegen die Privilegien verstoße, die der König und Kurfürst August den Ständen bewilligt hätte, ließ König Karl sagen, er kenne keinen König und Kurfürsten August. König von Polen

wäre Stanislaw, und Kurfürst von Sachsen wäre er. Und darum würden allein seine Anordnungen Recht und Gesetz sein.

Das einfache Volk aber empfand diese Besatzung nicht so drückend. Abgaben hatte es immer zahlen müssen. Jetzt und früher. Es freute sich sogar heimlich darüber, daß die Adligen auch einmal zur Ader gelassen wurden. So kam es, daß die arbeitende Bevölkerung in den Schweden weniger einen Feind sah. Sie gönnte dem hochmütigen Kurfürsten die Niederlage.

Im „Lamm“, einer verräucherten Kneipe in der Kreuzgasse, nahe dem Dresdner Altmarkt, waren alle Stühle besetzt.

„Ja“, sagte der Schmied zum Stellmacher, „die Schweden setzen uns alle in Nahrung. Sie lassen uns viel zugute kommen.“

„Die Burschen laufen wie besessen hinter den schwedischen Werbetrømmeln her. Mit zwanzigtausend Mann ist Karl nach Sachsen gekommen, und ich habe mir sagen lassen, daß er schon jetzt sein Heer verdoppelt hat.“

Da ging die Tür auf. In die Schankstube stürmte eine lärmende Schar junger Männer, lange Bänder mit den schwedischen Farben am Wams oder an den Mützen. Angeworbene. Ausgelassen begrüßten sie die anwesenden Soldaten, riefen nach dem Wirt.

Einer von ihnen, ein kleiner, flinker Bursche, sprang auf einen Stuhl und begann zu singen, wobei er die komischsten Grimassen schnitt.

„Ach, du lieber Augustin, alles ist weg,
Sachsen ist weg,
Polen ist weg,
August liegt im Dreck.
Ach, du lieber Augustin, alles ist weg!“

Lachend wiederholte er das Spottlied, und die ganze Schar fiel ein.

Die Septembersonne des Jahres 1707 stand hoch am Himmel. Auf der Landstraße, die von Moritzburg nach Dresden führte, trabte eine kleine Kavalkade. Es waren schwedische Offiziere. Am Meißener Tor forderten sie Einlaß. Einer von ihnen gab sich als Kurier seines Königs aus, der dem Kurfürsten eine Meldung zu überbringen hätte.



Im Schloß führte man den Boten ins Vorzimmer, da August zum Hofjuwelier Dinglinger in die Frauengasse gefahren war. Joseph Fröhlich, der Hofnarr, der im Schloß wie zu Hause war und jederzeit die kurfürstlichen Gemächer betreten durfte, entdeckte die Wartenden und nahm die Gelegenheit zu einem Plauderstündchen wahr. Obwohl der Fremde in seiner staubigen Uniform, in den nach Tran riechenden Stiefeln, mit dem verschmierten Gesicht und dem ungekämmten Haar nicht gerade einen hofmäßigen Eindruck machte, begrüßte er ihn mit betonter Unterwürfigkeit, in dem er seinen runden Spitzhut zog und einen Kratzfuß machte.

„Untertänigster Diener, Eurer Hochwohlgeboren! Gestattet, daß ich Euch Gesellschaft leiste. Ich bin der König vom Narrenland. Mein Reich beginnt da, wo es für die andern aufhört. Manchmal aber

deckt es sich sogar mit diesem und jenem. Ganz nach den närrischen Umständen, so wie jetzt zum Beispiel mit Schweden."

Der junge Offizier sah den komischen, kleinen Mann, der über einem schneeweißen Hemd mit faltiger Halskrause eine kurze hellblaue Jacke und dazu gelbe Pluderhosen und gewaltige Stulpenstiefel trug, neugierig an. Laut lachte er über dessen drollige Worte und fragte: „Wie kommst du denn ausgerechnet auf Schweden?"

„Weil ich Euern König kennengelernt habe."

„Persönlich?"

„Ist das nötig, wenn ich weiß, was er tut? Ich frage ja auch nicht nach dem Baum, wenn ich eine Frucht esse."

„Du machst mich neugierig."

Fröhlich stellte sich in Positur. Stülpte den Hut wieder auf den Kopf und steckte die Daumen unter seine rotseidenen Hosenträger. „Das muß schon ein närrischer Kauz sein, der sich über alles Konventionelle hinwegsetzt und wenig Rücksicht nimmt auf das, was um ihn oder sogar über ihm ist."

„Drücke dich deutlicher aus."

„Nun, spielt er nicht mit Königen und dünkt sich selber ein Kaiser?" Der Offizier war ernst geworden. „Machst du ihm das zum Vorwurf?"

„Würde ich ihn sonst Bruder nennen?"

„Du gefällst mir."

Fröhlich schwenkte seinen Hut. „So wie mir der Narr ... wollte sagen, nordische Karl gefällt."

„In allem?"

„Ich hätte schon etwas einzuwenden."

„Das wäre?"

Joseph Fröhlich blinzelte nach seines Königs Art. „Daß er sich so lange unter fremden Menschen herumtreibt. Er soll sich endlich ein Weib suchen, das ihm den Kopf und – seine Hemden wäscht."

Der Schwede schüttelte sich vor Lachen und stelzte im Zimmer auf und ab, wobei er mit dem Degen auf den Boden stieß. Blieb dann vor Fröhlich stehen.

„Dein Kurfürst soll ein starker Mann sein?"

„Mein König", verbesserte Joseph, „ist der Stärkste."

Er faßte in seine unergründliche Hosentasche und holte einen fast rechtwinklig gebogenen Taler hervor.

„Hier seht, das hat unser König mit drei Fingern spielend fertiggebracht.“

Der Fremde nahm das Geldstück, drehte es hin und her und versuchte, es mit beiden Händen geradezubiegen. Aber es gelang ihm nicht.

Fröhlich sah heiter zu.

„Gebt her, ich will Euch zeigen, wie man das macht.“ Er legte die Münze in die flache Hand, deckte die andere darüber, rieb ein paar mal hin und her, wobei er angestrengt stöhnte, und präsentierte dem Verdutzten einen nagelneuen, geraden Taler. Auf diese und ähnliche Weise vertrieb Fröhlich dem Offizier die Zeit.

Da trat August II. ein.

Fröhlich bemerkte es sofort. Da sich der Schwede aber nicht stören ließ, tat er es auch nicht.

Als er sein Kunststück vollendet hatte, verbeugte er sich tief und sagte, indem er sein einfältigstes Gesicht aufsetzte: „Der Narr wird abgelöst. Ich darf nun Seine Majestät den König von Schweden dem König von Polen überlassen.“ Damit schwenkte er übermütig seinen Hut und verschwand.

Karl XII., er war es tatsächlich, blickte dem Davoneilenden verblüfft nach.

„Teufelskerl!“ rief er hinter ihm her. Dann wandte er sich zu August. „Schon um Eures Hofnarren willen bliebe ich gern länger in Dresden. Leider muß ich weiter. Ich wollte mich von Euch verabschieden, denn in der nächsten Woche verlasse ich mit meinem Heer Sachsen. Das Jahr der Ruhe ist schnell vergangen. Aber ich freue mich schon auf das Feldlager.“

„Die Freude, mein Herr Bruder, ist ganz auf meiner Seite. Denn Euer Ausruhen war für mein Land teuer genug.“

„Das hättet Ihr Euch ersparen können. Ich bin nicht unaufgefordert gekommen.“

August, dem jedes Gespräch über den unseligen Krieg längst zuwider war, ging nicht weiter darauf ein. Er läutete und bestellte für den hohen Gast ein kaltes Mahl.

Bei der Tafel benahm sich Karl, als speiste er ganz allein. Er knöpfte

sich den Rock auf, stopfte die Serviette in den Hemdkragen, schob das Eßbesteck beiseite, griff mit den Fingern nach dem Fleisch, strich die Butter mit dem Daumen aufs Brot und begann seine Mahlzeit, indem er zu jedem Happen einen Schluck Wasser trank. Den angebotenen Wein wies er zurück. Noch während er schmatzend kaute, trat ein Diener in den Saal und bat König August dringend, in das Vorzimmer zu kommen. Der murmelte eine Entschuldigung und ging.

Draußen wartete General Kyau. Aufgeregt trat er auf August zu. „Majestät! Es ist ein Wink des Himmels. Karl ist in Eurer Gewalt. Draußen steht eine Schwadron Dragoner. Sie genügt, um den Schweden auf den Königstein zu bringen. Geben Sie dazu den Befehl!“

„Kyau!“ brauste August auf. „Seid Ihr denn von allen guten Geistern verlassen? Karl ist mein Gast. Auch als mein Feind.“

Kyau hob beschwörend die Hände. „Majestät . . .“

„Nein, Kyau, nein“, wehrte der König ab.

Doch der General drängte weiter. „Majestät, die Gelegenheit kommt nie wieder. Denkt an die polnische Krone. Jeder Eurer Räte wäre einverstanden.“

„Aber ich bin es nicht!“

„Denkt an Euer Land“, versuchte es Kyau noch einmal.

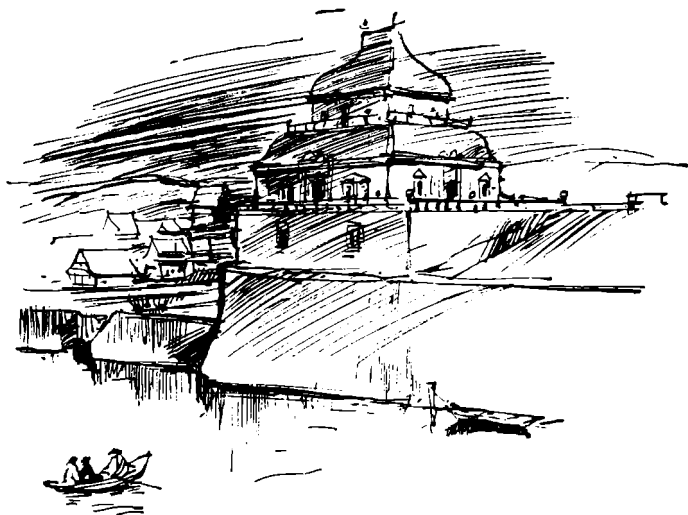
„Gerade daran denke ich.“ August stemmte die Fäuste in die Hüften, stand breitbeinig im Raum. „Meint Ihr, wir könnten den Schwedenkönig lange festhalten? Seine Generale würden alles tun, um ihn wieder zu befreien. Und wenn sie ganz Sachsen in Asche legen müßten. Nein!“

Damit drehte er sich brüsk um und ging mit langen Schritten zu seinem Gast zurück.

Als Karl XII. sein Pferd bestieg, begleitete ihn August II. bis vor das Tor.

Nach dem Abzug der Schweden wurde Böttger bei Nacht und Nebel vom Königstein auf die Junfernbastei nach Dresden gebracht.

Der König hatte das alte Festungswerk dicht an der Elbe für seinen Goldmacher ausbauen und einrichten lassen. Neben den Brennöfen und dem Laboratorium war auch die „Küche“ des Grafen Tschirnhaus hier untergebracht worden.



Böttger, dem eine Reihe von Gehilfen und Arbeitern zur Verfügung stand, fühlte sich wieder ganz in seinem Element. Besonders, weil nun auch seine alten Berliner Freunde bei ihm waren. Der Statthalter hatte Sieberts eine Wohnung auf der Bastei zugewiesen und Christian als ersten Gehilfen bei Böttger angestellt.

Der Leibmedikus Doktor Bartholmäi konnte Fürstenberg melden, daß sich sein Schützling bester Gesundheit erfreute. Böttger war tatsächlich neu aufgelebt. Die verständnisvolle Zusammenarbeit mit dem Freunde, die liebevolle Betreuung durch Luise hatten eine Wandlung in ihm vollzogen.

Das Wiedersehen mit Luise und Christian kam für ihn ganz unverhofft, weil er kaum noch daran zu glauben wagte, nie Antwort auf seine Briefe erhalten hatte.

Er hatte am Schreibtisch gestanden vor seinen Berechnungen, als ihm ein Diener Besucher meldete.

„Wer?“ fragte er unwillig über die Störung.

„Sie wollen ihren Namen nicht nennen.“

„Sollen warten!“

Aber da ging schon die Tür auf. Ärgerlich hatte sich Böttger umgewandt, doch die abweisenden Worte blieben ihm im Mund stek-

ken. Er traute seinen Augen nicht. Da standen sie wirklich, die längst Erwarteten. Er lief auf sie zu und umarmte beide.

„Christian!“ hatte er überglucklich gerufen und „Luise – du!“

Es war für ihn, als ob Sieberts die Sonne mitgebracht hätten, alles in ihm war hell und strahlend. Auf einmal fand er sein Leben wieder schön, bedrückten ihn die Mauern und Gitter nicht mehr.

Dieses Hochgefühl wechselte aber bald mit einer neuen Niedergeschlagenheit.

Mitte Oktober, als die Herbststürme über den Hof der Zitadelle fegten und den Rauch in die Essen zurücktrieben, so daß die Arbeiter an den Öfen fluchten, sagte der König seinen Besuch an. Der Statthalter überbrachte die Meldung.

Böttger freute sich über die Ehre, die ihm zuteil werden sollte, und er redete im Übereifer, daß er alles herrichten lassen wollte, damit Seine Majestät ein gutes Bild vom Fortgang der Arbeit bekäme.

Als aber der Fürst gegangen war, überfiel ihn grenzenlose Mutlosigkeit. Warum kommt der König? fragte er sich. Er will doch etwas von mir! Und was kann ich ihm geben? Ein Zittern überfiel ihn, bleich lehnte er am Arbeitsplatz. So fand ihn Siebert. Verstört und verzweifelt.

„Um Himmels willen, Friedrich, was ist geschehen?“

Böttger sah den Freund mit erloschenen Augen an. „Der König!“ flüsterte er.

„Ja, was ist mit ihm?“

„Er kommt!“

„Das bringt dich so aus der Fassung? Wenn es weiter nichts ist.“ Und ruhig sprach Christian: „Sechs Jahre ließest du dich ins Bockshorn jagen. Junge, sei nicht töricht. Ich weiß, was du kannst. Und was versteht der König schon vom Laborieren. Du wirst ihm etwas vorführen, dazu Erklärungen geben, viele gelehrte Worte machen, seinen Glauben stärken und dann weiter um Zeit bitten.“

Böttger ließ sich gut zureden. Auch noch von Luise. Aber er fand dennoch keine Ruhe mehr, die Nacht verbrachte er schlaflos, als wäre sie seine letzte.

Als der König durch die Tür des Laboratoriums trat, die er mit seinen zweieinhalb Zentnern ganz ausfüllte, fühlte sich Böttger trotz Staatsrobe und Perücke so winzig klein, daß er vor dem Gewaltigen auf die Knie sank.

August beachtete es gar nicht. Er polterte los: „Nun, Böttger, zeig Er, was Er fertiggebracht hat in den langen Jahren. Wo ist das Gold? Ich brauche es. Nötiger als je. Die Schweden haben mich arm gefressen. Also los“, fuhr er den Schlotternden an, „geh Er voran! Richte Er den Tiegel! Beweise Er Seine Kunst! Baron Plettenberg hat neulich vor meinen Augen eine Transmutation durchgeführt. Was der kann, muß auch Ihm gelingen!“

„Majestät!“ stotterte Böttger, „das ist doch unmöglich!“

„Schweig Er! Lange genug hat Er mich mit Versprechungen hingehalten!“

Böttger kam sich vor wie ein geprügelter Schuljunge. Er war fassungslos. Er hatte doch so viele Gnadenbeweise vom König erhalten. Warum war er jetzt so aufgebracht? Grundlos? Nein, er hörte es sofort.

„So wie es König Karl mit meinem Patkul gemacht hat, mußte es Ihm geschehen. Rädern hat er ihn lassen. Hört Er es, Böttger! Rädern! Als ich fortreiten wollte, hat man mir die Botschaft gebracht. Der Teufel soll die ganze Schwedenbande holen und Ihn mit, Mosjö, wenn Er mir nicht bald Gold schafft!“ Damit ging er wieder, bestieg sein Roß und galoppierte mit seinem Gefolge davon.

Dieser Auftritt nahm Böttger so mit, daß er nicht imstande war, weiterzuarbeiten. Ein heftiger Schüttelfrost packte ihn. Der Arzt Bartholmāi stellte ein Nervenfieber fest und verordnete Bettruhe.

Luise und Christian saßen abwechselnd an seinem Lager, wachten die Nacht bei ihm.

Der Kranke wälzte sich in Fieberträumen, phantasierte von Laskaris, von Gold und vom Henker. Einmal bäumte er sich auf, verdrehte die Augen und schrie: „Ich will leben – leben!“

Erst gegen Morgen schlief er ein, nachdem der herbeigerufene Arzt ihm ein Beruhigungsmittel gegeben hatte.

Böttger lag noch matt in den Kissen. Da kam Tschirnhaus zu Besuch.

„Der König“, sagte der Graf, „ist durch Bartholmäi von Eurem Zustand unterrichtet worden. Er bedauerte seine Heftigkeit und wünschte Euch baldige Genesung, damit Ihr mit neuer Kraft an Euer Werk gehen könnt“

Der Kranke machte eine müde Handbewegung.

„Nein, lieber Böttger, nicht wie Ihr denkt. Ich habe mit Majestät eine längere Unterhaltung gehabt. Er hat zugestimmt, daß Ihr meine Forschungen fortsetzt, und wird Euch seine schriftliche Zustimmung geben.“

Böttger richtete sich auf. In seinen Augen lag ein Hoffnungsschimmer. Er sagte einfach: „Ich danke Euch, Graf Tschirnhaus.“

Luise, die an der anderen Seite des Bettes saß, rückte das Kissen zurecht. Böttger nickte ihr dankbar zu. Freudig bewegt sprach er: „Wir brauchten unbedingt größere, geräumigere und leistungsfähigere Öfen, die höhere Temperaturen entwickeln. Die alten Öfen genügen nicht, um den Ton zu backen. Ihr brachtet doch eine Zeichnung aus Holland mit, Graf, auch Bartholmäi erzählte einmal von italienischen Brandöfen in Faenza. Wir müssen zuerst bauen, wenn unsere weiteren Versuche Erfolg haben sollen. Bergrat Pabst von Ohain muß eine genügende Menge von den leichten und feuerfesten Freiburger Bausteinen herstellen lassen.“

Tschirnhaus erhob sich lächelnd. „Nun ist's genug, Böttger. Jetzt werdet erst einmal wieder gesund.“

„Ich bin es schon!“

Als der Besucher gegangen war, bat Böttger den Diener, er möge ihm seine Sachen bringen. „Ich muß ins Laboratorium“, rief er ihm zu.

In diesen Tagen wurde Böttger der Herr von Plettenberg gemeldet. „Wer ist das?“ fragte er, „Ich habe den Namen doch schon einmal gehört.“

„Er lebt seit einigen Wochen am Hof. Man erzählt, er sei Adept“, erklärte der Diener.

„Ach ja, der König sprach von seinen Goldversuchen. Wie sieht der Mann denn aus?“

„Sehr elegant.“

Böttger blickte an sich herunter, fuhr sich über den Kopf. „Und ich bin in meinem Arbeitshabit. Schadet aber nichts. Soll sehen, daß

ich wenig Zeit habe. Kann nicht verlangen, daß ich mich seinetwegen in Gala werfe. Laß Er ihn herein.“

Plettenberg erschien. Warf Hut und Handschuhe lässig dem Diener zu. Machte, die Hand am Degenknauf, seine Reverenz und sprudelte los: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Baron, daß ich störe, aber wie konnte ich ahnen, daß Ihr noch arbeitet. Majestät plauderten so charmant von Euch, daß ich mir das Vergnügen, Euch kennenzulernen, nicht nehmen lassen wollte. Ich bin auf der Durchreise und will demnächst weiter nach Wien. Der Kaiser persönlich war so gnädig, mir seine Aufmerksamkeit zu schenken und mich einzuladen.“

Böttger musterte den Gecken mit einem Seitenblick. Er dachte: Gut, daß ich mich nicht umgezogen habe. Als der Besucher endlich eine Sprechpause machte, erwiderte Böttger kühl: „So nehmt doch Platz, Baron . . .“

„Baron Johann Hektor von Plettenberg“, schnarrte der feine Herr herunter. Es hörte sich an, als ob man eine Wanduhr aufzöge.

Böttger vermerkte diese Vorstellung mit einem kurzen Nicken und fragte ein wenig von oben herab: „In welchen Geschäften reist Ihr?“ Plettenberg wand sich wie ein Aal. „Gewißermaßen in keinen. Und doch – wie soll ich sagen: Meine Güter werfen nicht genug ab. Ich experimentiere ein wenig. Kurz und gut, ich besitze den Stein der Weisen.“

Böttger tat erstaunt. „Habt Ihr ihn selbst gefunden?“

„Gefunden?“ wiederholte der Besucher. „Ja und nein. Ein alter Schäfer in meiner Heimat aus dem Westfälischen vererbte ihn mir.“

„Die Tinktur oder das Rezept?“ Böttger machte es Spaß, diesen „Meister der Goldmacherkunst“ in die Enge zu treiben.

„Wie soll ich mich ausdrücken, Verehrtester.“ Plettenberg zog eine goldene Tabaksdose aus der Tasche und nahm eine Prise. „Sozusagen – weder das eine noch das andere. Eben nur die Vorschrift für die Ausführung des chemischen Prozesses.“

„Wie soll ich das verstehen?“

Der Baron nahm sein Schnupftuch und schneuzte sich diskret. Eine Wolke von Parfüm verbreitete sich im Raum.

Böttger wischte ein Körnchen Erde vom Tisch. Er überlegte, was dieser Mann eigentlich von ihm wollte.



Doch der Uermüdliche schwatzte schon weiter. Seine Stimme klang jetzt anders, wohlwollend, vertraulich. „Baron von Böttger, es hat wenig Zweck, um die Sache herumzureden. Der König hat mir gegenüber zum Ausdruck gebracht, nicht direkt natürlich, daß Ihr Euch in einer gewissen – äh – Notlage befändet.“

Böttger hob erstaunt den Kopf. „Wie meint Ihr das?“ fragte er scharf.

Plettenberg wurde noch gönnerhafter. „Bitte, versteht mich recht, ich will mich Euch durchaus nicht aufdrängen, aber ich möchte Euch helfen. Geben, was Ihr nicht besitzt. – Nein, nein, nichts schenken“, fuhr er schnell fort, als er sah, wie sich Böttgers Stirn krauste. „Sagen wir – tauschen. Sozusagen Gold gegen Gold.“ Plettenberg lachte kurz auf.

Böttger schwieg, gespannt, worauf dieser – Betrüger hinauswollte. Jetzt begann der andere zu flüstern: „Unsere Kunst ist geheimnisvoll, man könnte sie noch mehr verschleiern.“ Plettenberg kicherte in sich hinein. „Sozusagen Dampf entwickeln. Eine unsichtbare Täu-

schung, ein kleiner Taschenspielertrick genügt, um einige Gran Gold hervorzuzaubern.“ Plettenberg sah Böttgers Schweigen immer noch als Zustimmung an. „Ihr seid der erste, dem ich das Angebot mache, eben weil Ihr ein Adept seid, und über Kunst sollte man, so meine ich, nur mit Künstlern sprechen. Seht es als einen Vertrauensbeweis an. Über die Zahl, die am Ende eines jeden Geschäftes steht, werden wir uns verständigen.“

„Seid Ihr fertig?“ fragte Böttger jetzt mit eisiger Stimme. „Habt Ihr draußen den Wachposten gesehen?“

„Ja, warum?“ Plettenberg blickte sich ängstlich um. „Kann der uns denn hören?“

„Nein. Aber rufen könnte man ihn.“

„Und dann?“

„Euch einsperren lassen, Euch Gauner. Die Menschen im Glauben zu bestärken an Wunder, die es überhaupt nicht gibt. Mit ihrer Einfalt Schindluder zu treiben ist in meinen Augen das Verderblichste, was es gibt.“

„Aber, Herr Baron, wie könnt Ihr über Euresgleichen so abfällig urteilen.“

Diese Unverschämtheit trieb Böttger das Blut zu Kopf. Er schnellte vom Stuhl auf und suchte nach einem Gegenstand zum Werfen. Doch als er sich umdrehte, war er allein, der Baron hatte das Weite gesucht.

Als Böttger dann Christian und Luise von diesem Besuch erzählte, lachten sie herzlich.

Doch Böttger sagte ernst: „Mir war zuerst gar nicht zum Lachen zumute. Ich ärgerte mich maßlos, daß ich diesem Kerl nicht einen Denkkzettel geben konnte. Die Szene, die er mir vorspielte, ging mir dauernd im Kopf herum. Aber dann fing ich an zu überlegen, was doch für Auswüchse die Gier nach Gold treiben kann. Und schließlich kam mir die Erkenntnis, daß ich dem Herrn dankbar sein mußte dafür, daß er mich von einem Wahn befreite.“

„Jetzt muß ich aber über dich lachen“, erwiderte Siebert. „Verbohrt wie ein Holzwurm, störrisch wie ein Esel, wolltest du in deiner Vermessenheit die Naturgesetze ändern. Gute Freunde, erfahrene Gelehrte, warnten dich. Wollten dir auf den rechten Weg helfen, dir das Unsinnige deines Vorhabens beweisen. Du hörtest nicht. Und

dann kommt so ein aufgeputzter Maulaufreißer und kuriert dich. Was ernsthafte Ratgeber in Jahren nicht schaffen, erreichte dieser Gaukler mit seinem faulen Zauber in wenigen Minuten.“

„Ja, Christian“, bestätigte Böttger erleichtert, „so ist es wohl immer gewesen, ein Narrenwort überzeugt oftmals schlagender als eine ganze Philosophie. Ich werde jedenfalls nie wieder, und sei es nur zu dem kleinsten Versuch, einen Finger rühren, um das Arkanum zu finden. Und wenn mir heute wirklich einer das echte Elixier anbieten würde, er könnte selbst Laskaris heißen, ich nähme es nicht. Ich will damit nichts mehr zu tun haben, ich will nichts mehr von dieser verdammten Goldmacherei wissen.“

Siebert legte dem Freund die Hand auf die Schulter. „Ich freue mich für dich, Friedrich“, sagte er schlicht. „Du hast dich endlich selbst gefunden.“

Am 20. November 1707 unterschrieb „Augustus Rex“ ein „Allerhöchstes Dekret“, betreffend „die Sicherstellung Johann Friedrich Böttgers wegen der zur freien Disposition bei Einrichtung verschiedener Manufakturen demselben assignierten Gelder“, worin Böttger aufgegeben wird, seine geplanten Vorhaben „dergestalt in Gang zu bringen“, daß dem König daraus „ein ergiebiger Nutzen und Vorteil erwachsen könne.“

Außerdem erhielt Böttger die Erlaubnis, „zur Gemütsfrischung in seiner Einsamkeit und Erhaltung seiner Gesundheit“ im künftigen Frühjahr einen Orangengarten anzulegen. Durch diese königliche Verordnung wurde Friedrich Böttger ein erreichbares Ziel gesteckt: Er soll wiederentdecken, was die Chinesen seit tausend Jahren kennen, soll das Geheimnis der Porzellanerde entschleiern.

Mit einem Eifer, der keine Rücksicht auf sich selber kannte, machte er sich an die Arbeit.

Die Suche nach Erde begann von neuem, und zwar in größerem Umfang. Boten wurden herumgesandt, um Erdproben auf die Bastei zu holen. Ganze Wagenladungen voller Erden aus allen Gegenden Sachsens wurden herangeschafft, zwischen Marmorplatten zerrieben, in Mörsern zerstoßen, mit Kalk und Kreide vermenget, in Bottichen mit Wasser vermischt, geknetet, geformt, gebrannt – und auf

den Scherbenhaufen geworfen. Denn dem Keramiker ging es anfangs nicht besser als dem Alchimisten.

„Weißt du, Friedrich“, erklärte Luise eines Morgens beim Frühstück, „ich bewundere deine Ausdauer. Der Sand halb Sachsens ist nun schon durch deine Finger gegangen, und immer verlangst du neuen.“ „In der anderen Hälfte werde ich bestimmt finden, was ich suche“, antwortete Böttger und biß herzhaft in ein Stück Kuchen.

„Glaubst du?“

„Ja, ich glaube fest daran. Und Christian ist doch auch noch da. Er wird mir mit seinen Glasmachererfahrungen zur Seite stehen.“

Doch zunächst erreichten beide nichts.

Aber dann hatten sie den ersten Erfolg. Eine Tonerde aus der Muldenniederung bei Colditz behielt beim Brennen eine gleichmäßige Färbung und Festigkeit. Sie eignete sich gut zur Herstellung von Fliesen, deren Massenerzeugung sich als lohnend erwies.

Im Februar 1708 wurde in der Dresdner Altstadt die erste Fliesenmanufaktur als „Steinbäckerei“ gegründet.

Siebert ließ zur Feier des Tages über dem Eingang von Böttgers Laboratorium eine bekränzte Tafel anbringen mit der Inschrift:

Es machte Gott, der große Schöpfer,
aus dem Goldmacher einen Töpfer.

Als Tschirnhaus ein halbes Jahr darauf von einer längeren Reise zurückkehrte, fand er zu seiner Genugtuung die ehemalige Goldküche völlig verändert. Auf den Sims standen Kacheln in allen Farben. Denn Böttger hatte den grauen Colditzer Ton mit zermahlenem farbigen Gestein vermengt und daraus marmorierte blaue und grüne Fliesen hergestellt.

Fünf Versuchsöfen standen unter Feuer.

In der Nähe eines geöffneten Fensters, neben dem Brennspiegel fand er den rastlos Arbeitenden, der in einem Tiegel das Schmelzen einer rötlichen Masse beobachtete. Er trat von hinten heran, blickte dem gebückt Stehenden über die Schulter und sagte: „Boluserde behält nach dem Erkalten nicht den reinen Ton. Sie dunkelt nach.“

„Das weiß ich selber“, erwiderte Böttger ungehalten, ohne aufzusehen. Als er sich dann aufrichtete, sich über die Augen wischte,

die von dem starken Lichtstrahl des Brennsiegels geblendet waren, erkannte er Tschimhaus.

„Entschuldigt . . .“

Der Graf streckte ihm beide Hände zur Begrüßung entgegen. „Ihr habt viel geschafft, Böttger! Es geht vorwärts. Ich freue mich. Ich war in der Porzellanstadt Delft und habe Euch viel zu erzählen. Kommt!“

Während Doktor Bartholmäi eine wissenschaftliche Studienreise ins Ausland machte, Lüneburg, Hamburg und Lübeck besuchte und ganz nebenbei auch Töpfereien und Brennöfen inspizierte, bemühte sich Friedrich Böttger weiter um das Geheimnis des Bolus, des durch Eisenhydroxyd rotgefärbten Tones, auf den er bei der Suche nach einer Rotfärbung für die Fliesen gestoßen war. Er kam jedoch zu keinem rechten Ergebnis. Durch die Einwirkung des Sauerstoffes der Luft verwandelte sich das Rot an der Oberfläche der gebrannten Fliesen stets in ein dunkles Braun.

Die rote Farbe aber hatte es Böttger angetan. Es war die Tönung des roten chinesischen Steingutes, das sich die Holländer so teuer bezahlen ließen.

Böttger schlämmte den Bolus, setzte wieder Lehm zu, fand schließlich nach zahlreichen Versuchen das rechte Mischungsverhältnis bei achtundachtzig zu zwölf Teilen.

Er ließ von seinem Töpfer eine Tasse formen und schob sie in den Ofen. Nach dem Brennen aber blieb die Oberfläche unverändert dunkelbraun. Böttger schlug ein Stück aus der Tasse heraus. Die Bruchstelle zeigte innen die gesuchte Färbung.

Friedrich hielt die Scherben lange in der Hand, überlegte, begann an der Oberfläche mit einem Tuch herumszureiben, dann mit dem Schmirgelstein. Es zeigte sich eine helle Stelle.

Dann trat er an die Schleifscheibe und setzte zuerst eine gröbere ein, polierte dann mit der feineren nach. Er arbeitete wie besessen, merkte nicht, wie seine Gehilfen, einer nach dem andern, herantraten und mit wachsendem Erstaunen zusahen. Als schließlich die ganze Tasse wie feurigroter Lüster glänzte, hielt er inne. Ganz benommen wischte er sich die Schweißperlen von der Stirn und hob die Tasse in die Höhe, um sie genauer zu betrachten.



Da riefen seine Gehilfen begeistert: „Vivat! Meister Böttger hat das rote Porzellan gefunden!“

Erschrocken fuhr der Gefeierte zusammen. Wollte etwas sagen, doch schon kam ihm ein neuer Gedanke. Er bückte sich, scharrte etwas von dem Schleifstaub zusammen, warf ihn in die Tasse, ging schnell in sein Zimmer und begann, den Abfall mit der Lupe zu untersuchen. Er war noch dabei, als Siebert eintrat.

„Friedrich, das ganze Laboratorium steht vor Freude kopf, und du sitzt hier herum.“

„Setze dich, Christian“, sagte Böttger, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. „Gewiß freue ich mich auch, denn ich bin wieder einen Schritt weitergekommen. Aber es ist eben nur ein Schritt. Das rote Steingut ist da. Mindestens ebenso schön dauerhaft und fest wie das chinesische. Doch wir können schließlich nicht jedes Stück nach dem Brennen auch noch abschleifen. Das würde viel zu langwierig und kostspielig werden. Es fehlt auch noch der Glanz. Es muß eine Glasur her. Und der bin ich jetzt auf der Spur. Bitte, Sorge dafür, daß ein Ofen unter Glut bleibt, laß ein Blech voll von

der letzten Tonmischung trocknen und fein zermahlen und das Mehl sowie einen Kübel mit Kalk auf den Probiertisch stellen. – Ich komme gleich nach.“

Und dann mengte Böttger pulverisiertes Kobaltblau aus der Johann-georgenstädter Blaufarbenfabrik unter das Tonmehl, setzte Kieselsäurepulver und als Flußmittel Kalk hinzu, verrührte alles mit Wasser und badete darin eine frischgebrannte Tasse, die Siebert ihm zureichte.

Die festen Teilchen der Brühe überzogen das Steingut mit einer dünnen Schicht, die beim zweiten Brennen schmolz und die Poren des Steingutes füllte.

Der erste Versuch befriedigte Böttger jedoch nicht. Es kam auch hierbei auf das rechte Mischungsverhältnis an.

Erst nach langen, arbeitsreichen Nächten, in denen er meist allein den Brei anrührte, formte, brannte, fand er schließlich eine rißlose Glasur, die das Steingut mit einer gleichmäßig glänzenden Schicht überzog, die eine warme dunkelbraune Tönung hatte.

Böttger bat Tschirnhaus um einen Besuch.

Der Graf untersuchte die Tongefäße fachmännisch. Minuten verrannen. Dann erhob er sich, reichte dem anderen beide Hände und sagte herzlich: „Ich wußte es, mein Freund, daß Ihr es könnt. Ihr habt nun auf diese Art den alchimistischen ‚Roten Löwen‘ gebändigt.“

„Mir aber genügt das nicht mehr“, entgegnete Böttger hart. „Ich will und muß das weiße Gold finden!“

„Gemach, gemach, dazu dürft Ihr Euch nun Zeit lassen, denn das hier“ – er klopfte mit dem Knöchel an die Kanne, und es klang rein und voll –, „hört Ihr, das ist ein Erfolg! Und wenn Ihr das weiße nicht fertigbrächtet, würde dies Böttger-Porzellan die Zeit überdauern. Ich werde damit zum König gehen und ihm raten, sofort eine Manufaktur zu errichten. Seid gewiß, er wird Euch gnädig gesinnt sein.“

Und der König erschien tatsächlich.

Böttger hatte eine große Vase brennen und vom Fliesenmaler mit hellen Ornamenten verzieren lassen. Er stellte Blumen aus seinem Garten hinein.

„Böttger!“ rief der hohe Gast scherzend schon auf der Schwelle zum Laboratorium, „nur gut, daß ich Ihn nicht habe rädern lassen. Er ist

ein Tausendsassa. Und jetzt wird Geld ins Land fließen. Mach Er sich hurtig ans Werk. Wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Böttger richtete sich aus seiner pflichtschuldigen Verbeugung auf, aber seine Miene blieb unbewegt. Nur ums Geld ging es diesem gekrönten Verschwender. Es war widerlich!

Doch aufgeräumt fuhr der König bereits fort: „Sag Er mir nur noch eins, ich habe mir gar nicht getraut, diese zerbrechlichen Dinger in die Hand zu nehmen. Sind sie wirklich so haltbar, wie der Tschirnhaus mir versichert?“

Statt einer Antwort riß Böttger die Tür des brennenden Ofens auf, so daß ihm das Feuer entgegenschlug und die Perücke ansengte, griff nach einer langen Zange, faßte damit die glühende Kapsel in der sich eine Kanne befand, und warf sie in den bereitstehenden Bottich mit Wasser. Zischend und brodelnd fuhr der Dampf auf. Es knisterte und klapperte, als läge das Gefäß voller Scherben.

Erschrocken prallte August zurück. Stand denn dieser verwegene Bursche tatsächlich mit dem Leibhaftigen im Bunde? Jetzt griff er sogar ohne Rücksicht auf Staatsrock und Spitzenmanschetten mit beiden Händen in den Bottich, holte die von ihrer schützenden Hülle befreite Kanne heraus und überreichte sie dem König. Unversehrt und ohne Fehl.

„Tausendkünstler!“ lobte der König erfreut. „Ich bin mit Ihm zufrieden!“

Im Jahre 1708, zur Michaelismesse, waren die großen Zufahrtsstraßen um Leipzig so stark belebt, daß die Fuhrwerke oft nur schrittweise hintereinander fahren konnten. Es kamen nicht nur Händler aus ganz Deutschland, sondern auch aus Holland, Italien, Rußland, Polen und Dänemark. Dazu Komödianten und Musikanten, Schausteller, Seiltänzer und Tierbändiger. Viele Besucher aus nah und fern, Handwerksburschen und Gelegenheitsarbeiter schoben sich durch die Gassen und standen neugierig vor den Verkaufsständen.

Zwei Markthelfer, arme Weber aus dem Schlesischen, die für Wochen auf der Messe ihr gutes Brot verdienten, hatten zwischen den einheimischen Glasprodukten und ausländischen Steingut- und Por-

zellanwaren den ansehnlichen Verkaufsstand mit den neuesten Landeserzeugnissen aufgebaut.

Luise Siebert deckte den Tisch mit Kannen, Zuckerschalen und Tassen. Christian, als vornehm gekleideter Kaufmann, führte das Böttger-Porzellan vor, das begreiflicherweise unter den Fachleuten und ausländischen Händlern Aufsehen hervorrief. Ein Handelsherr aus Amsterdam rümpfte zwar über das „Dresdener Zeug“ seine Nase und flüsterte einem Händler aus Delft zu: „Diese neue Konkurrenz brauchen wir nicht zu fürchten.“

Doch der bedächtige Delfter war anderer Meinung: „Gewiß wird es schwer sein, das gute chinesische Porzellan zu verdrängen, aber ich kann mir nicht helfen, das Böttger-Porzellan gleicht in der Qualität den überseeischen Erzeugnissen und besitzt außerdem noch den großen Vorteil, billiger zu sein.“

„Ob man wenigstens den Kaufmann über den Erfinder und Hersteller aushorchen kann?“ fragte läuernd der Amsterdamer Handelsherr.

Der Delfter lächelte verlegen, als er zugab: „Ich habe gestern im ‚Kaffeebaum‘ mal auf den Busch geklopft. Aber vergeblich, völlig vergeblich.“ Daß Siebert ihm sogar noch ein Geschäftsgeheimnis entlockt hatte, erzählte er natürlich nicht. Er hatte sich darüber die ganze Nacht schon genug geärgert.

Es gab allerdings auch Konkurrenten, die es schlauer angingen. Ein Berliner Kaufmann beispielsweise besuchte öfter in Dresden die Kneipen, in denen die Porzellan-Arbeiter verkehrten. Dort war er auf Samuel Kempe gestoßen, der gern ein Glas über den Durst trank und nie Geld besaß. Den konnte man leicht überreden, Erdproben aus der Manufaktur zu schmuggeln. Das Handgeld hatte seine Wirkung nicht verfehlt.

Heute prüfte der Berliner am Verkaufsstand eingehend das Böttger-Porzellan. Er hielt die Tasse gegen das Licht und beklopfte sie. Der ahnungslose Siebert wies auf die Vorzüge des braunen Geschirrs hin und verkaufte ihm ein Service.

Der Käufer strich sich mit der Rechten über seinen gepflegten Bart und dachte: Bald wirst du das Porzellan nicht mehr allein anpreisen! Er versuchte noch den Preis zu drücken und verließ dann mit einem spöttischen Lächeln den Verkaufsstand.

Als Sieberts wieder in Dresden waren, erzählten sie Böttger ausführlich von ihrem Messe-Erfolg. Christian jedoch wehrte ab, als Luise zu schwärmen anfang. „Ich hätte mir noch mehr Bestellungen gewünscht“, sagte er sachlich.

„Und was glaubst du, woran das lag?“ fragte Friedrich gespannt.

„Ich stellte fest, daß neben dem echten Porzellan besonders das bunte Delfter Gut bevorzugt wurde. Ehrlich gesagt, Friedrich, es sieht farbenfroher aus und findet daher mehr Anklang. Ich hätte dir gern so ein Stück mitgebracht, aber es war für mich unerschwinglich teuer.“

Böttger lachte und entgegnete dann: „Mitbringen? Wozu?“ Er stand auf, ging zum Wandschrank, nahm eine Kanne heraus und setzte sie vor Siebert auf den Tisch.

„Hm“, machte Christian und fragte: „Wo hast du denn die her?“

Böttger steckte die Hände in die Hosentaschen und guckte Siebert spitzbübisch von der Seite an. „Rate mal!“ sagte er lächelnd.

Christian kannte diese jugenhafte Art bei Friedrich aus den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft und wußte, daß dann stets eine Überraschung zu erwarten war. Er griff zur Lupe, rückte die Kanne heran und betrachtete sie eingehender. „Donnerwetter, Junge!“ lobte er. „Großartig! Wie hast du das wieder fertiggebracht!“

Als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, leierte Friedrich das Rezept herunter: „Die Bemalung wurde aus blaubrennenden Kobaltverbindungen erzeugt und mit einer soda- und bleihaltigen Glasur überzogen.“

Christian drehte die Kanne und nickte bedächtig. „Du redest das so hin, als wäre es ganz selbstverständlich.“

„Ist es doch auch.“

Siebert stellte die Kanne auf den Tisch und fragte: „Und wie lange hast du gebraucht, um zu diesem Ergebnis zu kommen?“

„Nun, mehrere Nächte hat es schon gekostet.“

Dann gingen die beiden langsam ins Laboratorium. Es hatte sich wieder manches verändert. An den Wänden standen Säcke voll Kreide, auf dem Boden lagen große Klumpen Marmor und Alabaster.

„Wie in einer Mühle“, bemerkte Siebert.

„Ja, Christian, du hast recht. Auch ich komme mir vor wie ein Müller

aus der Urzeit, wenn ich die Steine aufeinander reibe“, antwortete Böttger. „Doch einmal werde ich schon das richtige Mehl für meine Porzellanbäckerei ausfindig machen.“

Als Tschirnhaus plötzlich starb, erlitt Friedrich Böttgers Arbeit eine Unterbrechnung. Der Tod des väterlichen Freundes und Gönners erschütterte ihn so tief, daß ihn wieder einmal das Fieber packte. Christian und Luise standen ratlos vor Friedrichs Bett. Auch der Arzt wußte sich keinen Rat. Keine Medizin schlug an. Nichts half.

Dr. Bartholmäi ging nachdenklich hinunter an die Elbe, zur Augustusbrücke. Am ersten Pfeiler stand Joseph Fröhlich, er hatte ein Stück Brot in der Hand und fütterte die Fische.

Der Doktor stellte sich neben den Hofnarren und schaute ihm eine Weile zu. Dann sagte er: „Die reißen das Maul genauso weit auf wie du.“

„Aber bloß beim Fressen“, antwortete Fröhlich, „deswegen sind sie auch meine Freunde.“

„Weil sie dir nicht widersprechen können, wenn du deinen Blödsinn machst.“

„Nein, Doktor, weil sie nicht auf mich einreden, wenn ich mal ungestört sein will.“

„Warum bis du heute so bissig?“

„Habe ich von denen da unten gelernt.“

„Aber trotzdem mußt du mir einen Gefallen tun.“

Fröhlich drehte sich um: „Und der wäre?“

„Du kannst mich mal vertreten.“

„Soll ich einem den Zahn ziehen?“

„Meinem Patienten tut mehr weh als ein Zahn. Aber du könntest ihn von seinen Schmerzen befreien.“

„Wer ist es denn?“

„Böttger!“

„Der Kapuziner?“

„Red doch keinen Unsinn.“

„Stimmt schon. – Was fehlt ihm denn?“

„Tschirnhaus!“

„Ach so, ich verstehe und – gehe. Das Honorar hole ich mir von Euch Doktor.“

Die Wache salutierte wie vor einem hohen Hofbeamten, als Fröhlich durch das Tor der Festung schritt. Mit Grandezza zog er seinen Spitzhut.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Kranke, als Luise den Besucher ins Zimmer führte.

„Euer Freund. Mein Name ist der gute Teil meiner Devise: Immer fröhlich, niemals traurig.“

„Seid Ihr das auch, wenn Ihr einen guten Freund verloren habt?“

Fröhlich zog sich einen Stuhl dicht an das Bett heran, setzte sich und legte seinen Hut auf den Boden. „Erst recht. Denn dann weiß ich, daß er am besten aufgehoben und ohne jede Not ist.“

„Und wenn Ihr in ihm einen unersetzlichen Helfer beklagen müßtet?“

„Das Wort ‚unersetzlich‘ gibt es nicht in meinem Lebensbuch. Helfen kann und sollte sich jeder auch selbst.“

„Ihr spielt ebenso mit Worten wie mit Karten.“

„Könnte man mich sonst einen Narren nennen?“

„Warum kommt Ihr zu mir?“

„Ich sah Euer braunes Steinzeug auf der Tafel des Königs und nannte Kannen und Tassen ‚Kapuzinerchen‘, weil sie den Mönchskutten ähneln. Man hat den Namen mit Lachen aufgegriffen, obgleich ich es einmal ernst meinte, denn ich mag weder die Mönche noch die triste Farbe. Ihr solltet helles Steinzeug schaffen, Meister Böttger, sonniges und damit dem Grafen Tschirnhaus ein Denkmal setzen durch Eure Tat!“

„Wer lehrt Euch Eure Weisheit?“

„Ich habe nur das Leben studiert. Als Müller und Mühlenbauer auf der Wanderschaft, als Taschenspieler und Kurpfuscher auf den Jahrmärkten und schließlich als Hofnarr eines Königs.“

Böttger griff zur Klingel, die auf dem Nachtschränkchen stand. Luise blickte zur Tür herein. „Laß Wein und Gläser bringen“, bat er. „Ich habe einen Menschen gefunden, mit dem ich auf du und du trinken will.“ Und als Luise einwenden wollte: „Aber . . .“

„Ich bin gesund!“ antwortete Böttger lachend.

Für das neue, bunte Dresdner Gut war eine Manufaktur errichtet worden. Der König hatte durch seine Residenten zwei Porzellanmaler aus Holland verpflichtet lassen.

Böttger wog und mengte, prüfte und brannte unentwegt helle Erden. Er entwickelte wieder eine Ausdauer, die ihn weder an Essen und Trinken noch an Schlaf denken ließ.

Oft holte ihn Luise mit sanfter Gewalt vom Ofen oder vom Tiegel fort. Dann nahm er wohl etwas zu sich, legte sich wenige Stunden nieder, aber bald schreckte ihn eine neue Idee auf. Er warf manchmal nur den Mantel über und lief nachts an seinen Arbeitsplatz zurück, suchte in Büchern, rechnete und probierte.

Es gelang ihm schließlich, aus kieselsäurehaltigen Mineralien, besonders aus Quarz, gemischt mit Kreide, eine halbdurchsichtige, milchige Masse herzustellen. Aber es fehlte ihm noch immer der Hauptbestandteil, welcher der Scherbe erst die Festigkeit und Reinheit des Porzellans gab.

So begann das Jahr 1709.

Böttger sah weder den Schnee, noch spürte er den Frost. Er wußte kaum, welche Jahreszeit es war.

An einem frühen Morgen im Februar verließ der Fürst von Fürstenberg nach einer Redoute das königliche Schloß. Er hatte seine Sänfte nicht bestellt, denn er liebte es, sich nach solchen „anstrengenden Nächten“ ein wenig in der frischen Luft zu erholen. Er schlenderte die Wälle entlang und stand plötzlich vor der Bastei. Da fiel ihm ein, daß er längst schon einmal nach Böttger sehen wollte.

Auf dem Hof kam er mit dem wachhabenden Offizier ins Gespräch. Das bemerkte Siebert vom Fenster aus. Er benachrichtigte Böttger, der vor einem Ofen hantierte.

Böttger sah seinen verrußten Arbeitskittel an und sagte: „So kann ich unmöglich den Fürsten empfangen, ich muß mich umkleiden. Halte den Fürsten solange auf.“

In aller Eile zog er saubere Strümpfe und Schnallenschuhe an, betrachtete im Spiegel sein unordentliches Haar und griff nach der Perücke, die auf einem Stock hing. Er hatte sie lange nicht aufgehabt. Sie mußte erst neu gepudert werden. So nahm er die Puderbüchse, die ihm reichlich schwer vorkam. Er streute etwas von dem weißen Staub auf seine Hand und zerrieb ihn zwischen den Fingern.



Der Puder fühlte sich ganz anders an als das übliche Weizenmehl. Mineralhaltig, stellte Böttger sachlich fest. Gewohnheitsmäßig und kaum bewußt, wollte er ein Körnchen an die Zunge bringen, als ihm der Atem plötzlich stockte, ihm eiskalt und wieder glühendheiß wurde. Wie ein Blitz traf es ihn. Da riß er auch schon die Tür auf, rief den Diener, hielt ihm die Büchse entgegen und keuchte heiser: „Wo ist das Pulver her?“

„Aus der Handlung an der Großen Frauengasse. Dort kaufe ich es schon immer. Es sei aber etwas Neues diesmal, sagte man mir, ein Ersatz für das Mehl, das für nützlichere Zwecke gebraucht würde.“

„Hole Er mir davon so viel, wie Er kriegen kann, sofort!“

Der Diener ging.

Böttger rannte, wie er war, halbangezogen, ins Laboratorium, schüt-

tete den Puder auf einen Tisch und begann ihn mit einem Vergrößerungsglas zu untersuchen.

So fand ihn der Fürst, dem das Warten zu lang geworden war. Er blickte naserümpfend auf den flüchtig Gekleideten, der sich auch jetzt nicht stören ließ. Erst als Fürstenberg dicht neben ihm stand und ihn leicht verstimmt anredete: „Ihr scheint sehr beschäftigt zu sein!“ fuhr der Verdutzte mit einem Ruck hoch, so daß der Stuhl hintenüberfiel, wischte sich mit der mehligten Hand das Haar aus dem Gesicht und schrie es fast heraus: „Ich hab’s, Durchlaucht, ich hab’s!“

„Was habt Ihr?“ fragte Fürstenberg bestürzt und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Bebend vor Freude, vor Glück, kam die Antwort: „Das – weiße Gold!“

Jetzt begriff auch Fürstenberg. Er faßte Böttger mit beiden Händen an den Schultern, schüttelte ihn und drückte ihn in den Stuhl zurück, den Christian inzwischen wieder aufgestellt hatte. Dann nahm auch er Platz und ließ sich alles erklären. Bevor er ging, versprach er jede Unterstützung bei der Beschaffung des wertvollen Materials. Es wurde festgestellt, daß es sich um sogenannte „Schnorrtsche Erde“ handelte, die sich auf dem Besitztum des reichen Veit Schnorr von Carolsfeld in großen Mengen vorfand und von diesem als Pulver in den Handel gebracht worden war.

Ein königliches Dekret stellte die gesamte Ausbeute sicher. Einige Wagenladungen dieses Kaolins, wie es später nach dem Berg Kao-Ling in China genannt wurde, wurden sofort auf die Bastei gebracht. Friedrich Böttger brauchte immerhin noch Wochen, ehe er das richtige Mischungsverhältnis fand. Mitte März konnte er dem König die erste kostbare Vase aus weißem Porzellan überreichen. Sie trug das kursächsische Wappen mit dem Rutenkranz und den Schwertern.

Am 28. März 1709 reichte Böttger dann ein „Alleruntertänigstes Memoriale“ ein, worin er neben anderem „den guten weißen Porcelain samt der allerfeinsten Glasur und allem zugehörigen Malwerk, welcher dem ostindischen wo nicht vor-, doch wenigstens gleichkommen soll“, zu „bewerbstelligen“ verspricht.

Die Denkschrift endet: „... möge meine zu dero höchstgereichendem Nutzen getane alleruntertänigste Bitte allergnädigst Erhörung

finden, wodurch ich die so lange erhoffte Erfüllung meines alleruntertänigsten Wunsches erhielt, durch die Tat meinen Eifer und meine Ehrerbietung bezeugen zu können . . .

Johann Friedrich Böttger.

manu propria subscripsi (mit eigener Hand unterschrieben).“

Darunter das Siegel Böttgers in Siegellack.

Der König beauftragte seinen Finanzminister Hoym, eine Kommission zur Prüfung der Böttgerschen Vorschläge einzusetzen.

Die Mitglieder dieses Ausschusses waren Beamte, die grundsätzlich jeder Neuerung mißtrauten, besonders wenn es sich um den Goldmacher Seiner Majestät handelte. Von der Sache selbst hatten diese Herren nicht die geringste Ahnung.

So verfiel das Projekt nach monatelangen Verhandlungen der Ablehnung. Böttger wurde überhaupt nicht gehört, obwohl er in seiner Eingabe besonders darauf hingewiesen hatte, daß er seine Erzeugnisse herstellen wollte von den in „den Landen selber befindlichen Materialien, die als ein toter Schatz zeither unbrauchbar liegen blieben oder zu unnützen Sachen angewandt, wo nicht gar von Fremden fast ohne Bezahlung verführet worden.“

Der König, der vom Nutzen der neuen Manufaktur überzeugt war, griff nun persönlich ein und verfügte am 23. Januar 1710 die Gründung der Porzellan-Manufaktur auf der Albrechtsburg in Meißen.

Böttger wurde als Königlicher Administrator eingesetzt, blieb aber weiter Gefangener in Dresden. Nur von Zeit zu Zeit konnte er die Manufaktur in Meißen unter Bewachung besuchen.

Christian Siebert hatte Böttger auf einer dieser Reisen begleitet und war anschließend mit ihm wieder nach Dresden zurückgekehrt.

Während sich Friedrich am Abend nach dieser ungewohnten Anstrengung in sein Schlafgemach zurückzog, saß Siebert mit Luise im Wohnzimmer und erzählte seiner Frau von der Reise.

„Wie die Fürsten wurden wir überall angestaunt, als wir in offener Staatskutsche, eskortiert von Dragonern, durch die Ortschaften fuhren, denn die Leute dachten, die Eskorte wäre ein Ehrengelait.“

„Und Friedrich? Wie nahm er es auf?“

„Er tat, als ginge ihn das alles nichts an. Er schaute in den blauen Himmel, nach den blühenden Bäumen und den grünenden Wiesen. Auf der Heimfahrt war er eingeschlafen. Was die viele Arbeit bei



ihm kaum zuwege brachte, das schafften Sonne und frische Luft. Friedrich erging es wie einem Stubenvogel, dem man das Bauer öffnet, der hinausfliegt und sehr bald die Flügel hängen läßt.“ „Wäre es nicht besser, wenn Friedrich endlich seine volle Freiheit wieder erhielte, damit er sich um die Manufaktur, die er doch nun einmal leiten soll, auch richtig kümmern könnte?“

„Ja, den eingesetzten technischen Direktoren Nehmitz und Bartholmāi fehlt der Gesamtüberblick – und sie sind nicht vom Fach.“

„Wann kommt denn der neue Verwaltungsinspektor?“

„Du meinst den Melchior Steinbrück?“

„Ja, Mann, dann habt ihr eine gute Hilfe.“

Siebert lächelte und erzählte, daß Steinbrück, ehemals bei Tschirnhaus Hauslehrer, jetzt dessen Nachlaß verwaltete. Ein Herr, der gut mit der Feder umgehen könne. Leider würde er wohl in Meißen nur Defizite buchen können, denn an das weiße Porzellan traue man sich nicht recht heran. Und was von dem roten Steinzeug hergestellt werde, gehe meist an den König, der es freigiebig an die deutschen Fürsten verschenke, weil er so stolz auf seine Manufaktur sei. „Er hat“, berichtete Siebert weiter, „sogar über den Residenten in Amsterdam einzelne Stücke nach China senden lassen, damit die Leute dort nicht denken, sie wären in den Wissenschaften die Klügsten, wie er sich ausdrückte. Nur, was hilft uns das Renommee, wenn kein Geld einkommt. Die Brennöfen sind zu klein, und es fehlt an Handwerkern, vor allem an Formern.“

Frau Luise hatte den Kopf gesenkt. Trauer lag in ihrer Stimme, als sie fragte: „Soll denn Böttgers Arbeit umsonst gewesen sein?“

„Das wohl nicht, aber aufgehalten, erschwert und gehemmt wird sie durch die Kurzsichtigkeit eines Mannes, der einzig und allein an sich denkt, der nicht nur den Erfinder, sondern in der Manufaktur auch die Meister und Gehilfen einsperrt und unter Bewachung hält, nur damit ihm der Ruhm des Porzellans allein bleibt.“

„Ja“, bestätigte Luise, „alle Eingänge sind militärisch besetzt, und die ganze Nacht brennt Licht. In Meißen wird tüchtig aufgepaßt.“

Am anderen Tag empfing Böttger in seinem Arbeitsraum den Hofgoldschmied.

„Der König hat mich beauftragt“, begann Johann Jakob Irminger, „Eurer Manufaktur hilfreiche Hand zu leisten und Euch bei der Gestaltung größerer und künstlerisches Geschirre zu beraten.“

Auf dem Tisch standen mehrere Steingutgefäße, die Böttger näher an den Goldschmied heranrückte und sagte: „Diese Formen hier, die wir dem chinesischen Gut nachahmten, die runde Teekanne oder die langhalsige Flasche, entsprechen weder meinem eigenen noch

dem Zeitgeschmack. Wir müssen Eigenes, Besonderes schaffen. Ich denke mir das so . . ." Böttger zog einen Stoß Zeichnungen aus dem Schubkasten und legte sie Irminger vor.

Die beiden Meister ihrer Kunst berieten lange und kamen auch in den kommenden Wochen täglich zusammen. Es entstanden neue Formen: Deckelvasen, Becher und Kannen mit schmückendem Beiwerk. Die Rosen- oder Weinlaubranken, Akanthusblätter und Maskarone entsprachen dem barocken Zeitstil. Auch das zeitraubende Schleifen des gebrannten Tones wurde für die künstlerische Veredlung der Gefäße angewandt.

August II. residierte indessen wieder in Warschau, nachdem Karl II. von Peter I. besiegt und das schwedische Heer vollkommen vernichtet worden war. Karl selber mußte zu den Türken fliehen.

Als August davon erfuhr, erklärte er sofort den Frieden von Altanstadt für aufgehoben, weil, wie es im Manifest hieß, „der König von Schweden gleich zu Anfang des Krieges, ohne gelindere Mittel zu versuchen, zu einem Frieden zu gelangen, unchristlich den Vorsatz gefaßt, den König August zu dethronisieren, die polnischen Vasallen und Untertanen verführt und wider alle Ordnung gehandelt habe.“

Obgleich diese „Rechtfertigung“, worin weiter von barbarischen Grausamkeiten die Rede war, die sich die Schweden in Sachsen hätten zuschulden kommen lassen, sehr wenig mit dem Recht und den wahren Tatsachen zu tun hatte, nützte August wieder die Gelegenheit. Mit 12 000 neu angeworbenen Mannschaften zog er nach Polen, vertrieb Stanislaw Leszczyński und ließ sich ein zweitesmal zum König krönen.

Böttger schrieb nach Warschau, weil es immer wieder an Geld fehlte und die Landeskasse ihm die nötigen Mittel verweigerte. Um etwas für seinen Goldmacher zu tun, erklärte sich der König bereit, alle Forderungen „an diejenigen, so mit dem Administrator Böttger derer Manufakturen halber kontrahieren und kreditieren würden“, zu übernehmen. Anweisungen aber, die auf diese Bürgschaft hin erfolgten, wurden nicht einmal vom Hofbankier Jonas Meyer eingelöst.

In Meißen konnte man kaum noch die Arbeitslöhne zahlen.

Kammerrat Nehmitz, der sich selbst zum verantwortlichen Leiter gemacht hatte, sorgte nur dafür, daß sein Gehalt pünktlich zur Stelle war und Böttgers Ansehen gehörig geschädigt wurde. In betrügerischer Weise verkaufte er sogar über die Scheinfirma Schwarz & Co. in Leipzig Erzeugnisse der Manufaktur auf eigene Rechnung, während Aufträge an ausländische Besteller nicht ausgeführt werden konnten.

Auch andere Angestellte hielten sich auf ähnliche Weise schadlos. Friedrich Böttger vermochte sich nicht durchzusetzen. Er war alles andere als wirtschaftlich. Er, „der auch Dinge denken konnte, die andern Leuten nicht in den Sinn kamen, war gleichgültig und sorglos für das Zukünftige, als einer, dem es nicht fehlen konnte und deswegen Geld nicht achtete, als soweit er es täglich vonnöten hatte.“ Nur der Notstand der Manufaktur-Arbeiter lag ihm am Herzen. Deren schlechte Lage machte ihm große Sorge. Um Geld für sie zu beschaffen, verpfändete er sogar persönliche Wertgegenstände, kostbare Geschenke hoher Persönlichkeiten. Aber das waren nur Tropfen auf einen heißen Stein. Die Geldnot blieb.

An einem sonnigen Frühlingstag im April des Jahres 1714 hatte Böttger zum erstenmal in diesem Jahr den Brennspiegel aufstellen lassen. Auf dem Fensterbrett lagen Proben verschiedener Kobalterze. Ihn beschäftigte wieder einmal das Problem der blaugetönten Unterglasur, die für das chinesische und japanische Porzellan so typisch waren.

Da klopfte es. Der Diener brachte ein Handschreiben des Geheimen Kabinetts.

„Leg Er es hin“, sagte Böttger und arbeitete weiter.

Erst nach Stunden bemerkte er den Brief wieder. Er setzte sich an den Tisch und dachte ärgerlich: Was mögen sie wieder von mir wollen?

Er öffnete und las:

„... Seine Majestät August II. von Gottes Gnaden König von Polen und Kurfürst von Sachsen haben gnädigst geruht, dem Baron Jo-

hann Friedrich Böttger die völlige und uneingeschränkte persönliche Freiheit . . .“

Weiter konnte er nicht lesen. Er ließ das Schriftstück sinken. Griff nach der Glocke.

„Bitte Er sofort Herrn Siebert her!“ beauftragte er mit heiserer Stimme den Diener.

Als Christian eintrat, stand Böttger fassungslos, wie geistesabwesend, da.

Siebert ahnte nichts Gutes, nahm den Bogen, las bis zu Ende: „ . . . Freiheit wiederzugeben, ihm die alleinige und unbegrenzte Aufsicht und Leitung seiner Porzellan-Manufaktur zu übertragen, damit Er in ihr alles nach seinem Willen ordne . . .“

„Die erste wirklich menschliche Geste deines Landesherrn, Friedrich!“ Siebert faßte Böttger unter dem Arm und führte ihn in den Wohnraum.

„Was ist?“ fragte Luise erschrocken, als sie die beiden hereinwanken sah.

„Friedrich ist frei!“

„Nein . . .“

„Doch, doch, hier, lies selber!“ Damit reichte Siebert ihr das Schreiben des Königs.

Mit halblauter Stimme las Luise vor sich hin. Stockend. Plötzlich fingen die verschnörkelten Buchstaben vor ihr an zu tanzen. Luises Augen füllten sich mit Tränen, sie konnte nicht weiterlesen, legte die Freudenbotschaft auf die Kommode und wiederholte immer wieder: „Das ist doch nicht möglich . . .“

Dann setzte sie sich neben Friedrich auf das Kanapee, faßte dessen eiskalte Hand und streichelte sie sacht. Böttger ließ es schweigend geschehen.

Am andern Morgen begab sich Friedrich nicht ins Laboratorium, sondern ging langsam über den Hof, durch das Tor. Er blickte sich ängstlich um. Erwartete jeden Augenblick, angehalten zu werden.

Der Posten salutierte und ließ ihn ungehindert passieren. Da atmete Böttger befreit auf. Ein glückliches Leuchten überzog sein blasses Gesicht, er verdoppelte seine Schritte. Ihm war es, als müsse er rennen und jauchzen wie ein Junge. So gelangte er an die Elbe, seinen Fluß, den er länger als dreizehn Jahre nur aus der Ferne

sehen durfte. Er kletterte die Böschung hinunter und griff mit beiden Händen in das Wasser. Dann lief er mit der Strömung abwärts, hinaus vor die Stadt, über Wiesen und Felder.

Als Böttger zum erstenmal als freier Mann nach Meißen fuhr, traf er in der Schloßstraße in Dresden Fröhlich. Er ließ halten und bat den Hofnarren, ihn zu begleiten.

Fröhlich stieg ein und setzte sich Böttger gegenüber.

„Der Ärger schaut dir aus den Augen, Freund“, begann er. „Das ist nicht gut für dich.“

Böttger wollte antworten.

„Ich weiß“, fuhr Fröhlich fort, „er verfolgt dich überall. Du stehst jetzt auf der Höhe deines Erfolges und der königlichen Gnade. Da gibt es sehr viele, die dich beneiden und wieder herunterholen möchten. Und es fällt recht schwer, sich zu halten, wenn man kein Bergsteiger ist.“

Wieder wollte Böttger seine Einwände vorbringen, aber Fröhlich ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wir beide wollen uns doch nichts vormachen. Die Freiheit wird dir noch mehr Bekümmernisse bringen. Du hast dich vor deinem Experimentiertisch, zwischen den vier bewachten Wänden, wohler gefühlt. Die Welt ist zwar auch ein großer Schmelztiegel, doch der Alchimist, der hier seine Transmutationen durchführen will, muß auch äußerlich schon ein großer Verwandlungskünstler sein. Ich finde, daß es auch für dich an der Zeit wäre, sich auf den Lorbeeren auszuruhen. Bedenke doch, daß deine Forschung ebenso wie die Kunst der gesamten Menschheit gehört.“ Mit diesen Worten schwang sich Fröhlich vom Wagen.

„Du kannst gut reden“, rief Böttger hinterher. „Doch diesmal hast du mich nicht kuriert.“

Müde sank er in die Polster des Wagens zurück. Am liebsten hätte er den Befehl zur Umkehr gegeben. Aber das Wort erstarb ihm im Munde. Er mußte nach Meißen! Dort war sein Platz. Bei seinen Arbeitern.

Wochen zuvor hatte er, einem plötzlichen Einfall folgend, in Meißen mit dem Töpfer Wildenstein einige Wohnungen der Manufakturarbeiter hinter dem Judenbergaufgesucht. In der ungepflasterten

Straße fand er kleine, strohgedeckte Häuser mit kahlen Räumen, in denen abgehärmte Frauen herumwirtschafteten. Unterernährte, oft in Lumpen gehüllte Kinder hausten in Elend. Er hörte trotzdem kein Wort der Klage. Man beachtete ihn kaum, antwortete auf seine Fragen kurz und mürrisch, ja, wie es schien, ungehalten.

Er fragte Wildenstein, wie es komme, daß diese Menschen so abgestumpft seien, und erfuhr: „Herr Baron müssen bedenken, daß die Frauen und die meisten Männer unter uns nichts mehr vom Leben erhoffen. Das Dasein ist freudlos und ohne Ziel. Die Not ist zur Gewohnheit geworden. Es kümmert sich doch niemand um uns Arbeiter. Ob wir zu essen haben, Geld für Miete und Wintervorräte oder im Krankheitsfall für Arzt und Apotheker, wer macht sich darüber schon Gedanken. Gehen wir betteln, droht uns das Arbeitshaus. Nehmen wir uns irgendwo etwas, werden wir hart bestraft. Für die Herren mit den seidenen Röcken und den Silberschnallenschuhen sind wir der Abschaum der Menschheit. Nur unsere jungen Burschen sind gut genug für den König zum – Totschießen.“

Der einfache Mann mit seinen unbeholfenen, ehrlichen Worten hatte an eine schwärende Wunde gerührt. Kraß trat der unüberbrückbare Zwiespalt zwischen der brutalen Willkür der Herrschenden und der Rechtlosigkeit der geknechteten Masse zutage, wie Böttger ihn aus eigener Erfahrung nur zu genau kannte. Und er nahm sich vor, von nun an für seine Leute zu tun, was nur immer in seiner Macht stand.

In seinem Arbeitszimmer auf der Albrechtsburg angekommen, suchte er heute unverzüglich die Verkaufsliste heraus: im Jahr drei Messen in Leipzig, ein fester Verkaufsstand auf dem Neumarkt in Dresden, Kaufleute in Berlin, Hamburg, Naumburg und Warschau, die beliefert wurden.

Böttger schob das Blatt zurück und fragte sich: Was fehlt noch?

Ja, Karlsbad! Dort hielt sich der König regelmäßig zur Kur auf. Das Bad wurde von den zahlungskräftigen Herrschaften besucht.

Er überlegte weiter: Aber auch an die Bürger mußten wir herankommen. Manch einer von ihnen scheut sich, die vornehmen Stände zu betreten. Also mußten wir zu ihnen gehen. Friedrich zog ein leeres Blatt Papier zu sich heran, griff nach einem Buntstift und begann zu malen: Gesichter, schöne und verzerrte, von Menschen und



Tieren. Er sagte sich: Unser Porzellan soll Aufsehen erregen, Freude bringen, zum Lachen reizen.

Als er die Figur eines drolligen Hundes entwarf, kam ihm ein Gedanke: Fuhren nicht auch Handelsleute mit Handwagen oder Karren herum und verkauften ihre Ware auf den Straßen oder in den Häusern? Gewiß. So werden auch wir unser Porzellan in die Wohnungen der einfachen Leute tragen und noch mehr Absatz haben,

und das muß Tag für Tag geschehen, bevor der König die fertigen Stücke für sich anfordern kann.

Als Böttger vom Blatt aufschaute, stand Wildenstein vor ihm. „Ich hatte geklopft, Herr Baron . . .“

Böttger wehrte ab. „Was gibt's?“

„Schlimme Nachricht! Der Samuel Kempe ist fort! Ausgerechnet jetzt, da wir jeden einzelnen Mann so nötig brauchen. Und außerdem, der Mann weiß allerhand aus unserem Betrieb. Er könnte so manches . . .“

„. . . ausplaudern? Was sollte er schon!“ schnitt Böttger dem Töpfer das Wort ab.

Wildenstein ging und schüttelte unmerklich den Kopf. Warum war Böttger so vertrauensselig? Kempe hatte in letzter Zeit damit geprahlt, daß er in Berlin viel mehr Geld verdienen und ein Herrenleben führen könnte. Doch Böttger hatte davon niemals etwas hören wollen. „Er ist betrunken! Er schneidet auf!“ meinte er gutgläubig. Und selbst als man Kempe einmal dabei erwischte, wie er sich das Mischverhältnis einer Probe notierte, ließ Böttger dies hingehen. Mußte er immer erst durch Schaden klug werden? War er durch seine Gefangenschaft so weltfremd geworden? Diesmal nun spitzte sich die Lage bedenklich zu. Das Verschwinden Samuel Kempes entfachte unter den Arbeitern die Flamme des offenen Aufruhrs.

„Er war gescheit!“ – „Wir müßten es auch so machen!“ – „Hier kriegen wir doch kein Geld!“ So ging es von Mund zu Mund – bis einer von ihnen, der Töpfer Stelzel, rief: „Wir legen einfach die Arbeit nieder!“

Steinbrück lief sofort zu Böttger und meldete es voller Aufregung. Doch Böttger blieb ruhig. „Ich werde mit ihnen sprechen.“ Unausgesprochen blieb der Gedanke: Mit den vierzig Männern werde ich schon fertig.

Als er kurz darauf den großen Arbeitssaal betrat, kamen alle ungerufen zusammen: die Glasschleifer und Glasschneider, die Polierer, Kapsel- und Fliesenmacher, die Brenner, Maurer, Töpfer und die Massebereiter.

Stelzel, ein dreißigjähriger schwächlicher Mann mit asketischem Gesicht, war ihr Sprecher.

„Es ist gut, daß Ihr da seid, Herr Administrator. Wir haben mit

Euch zu verhandeln. So geht es hier nicht weiter. Seit zwei Wochen ist uns wieder kein Lohn mehr gezahlt worden. Jahr und Tag werden wir auf bessere Zeiten getröstet. Wir stellen die Waren her. Sie werden auch verkauft. Aber selten ist Geld da. Wir wollen endlich wissen, wo das Geld bleibt. Es kann niemand von uns verlangen, daß wir umsonst arbeiten und . . .“

Jetzt unterbrach Böttger. „Das verlangt auch keiner von euch. Aber ihr wißt doch, daß uns alle Zuschüsse gesperrt sind. Ich gebe schon für die Farben, Schleifsteine, Messer und was sonst noch alles gebraucht wird, Wechsel hin, damit ich euch befriedigen kann. Ich hungere lieber selber, damit euch nichts entgeht.“

„Dafür trinkt Ihr desto mehr!“ Gehässig klang Stelzels Stimme. „Und die Herren Direktoren leben in Saus und Braus. Sie lassen sich hier gar nicht mehr sehen.“

In Böttger kochte es. Aber noch bezwang er sich, als er antwortete: „Was Kammerrat Nehmitz, Doktor Bartholmäi und ich tun, geht euch nichts an!“

„Oho“, warf Stelzel zornig ein, „da werden wir eben auch machen, was wir wollen, und woanders hingehen – wie Kempe. Wenn wir sagen, daß wir hier beschäftigt waren, kommen wir überall an. Sogar im Ausland. Denn wir haben hier alles gesehen, gehört und gemacht und wissen . . .“

Jetzt konnte sich Böttger nicht mehr im Zaum halten. Seine Stimme überschlug sich fast. „Desertieren wollt ihr? Euer Land verraten? Das ist ehrlos! Wer das tut, ist ein Lump!“

Unter den Versammelten entstand eine Bewegung. Murren, Fluchen. Verschiedene Hände ballten sich zu Fäusten. Drohten.

Stelzel schrie: „Habt ihr’s gehört? Lumpen sind wir!“

Rufe wurden lauter. „Das lassen wir uns nicht gefallen!“ – „Gebt’s ihm!“ Die Männer drängten vor. Auf Böttger zu. Der stand regungslos vor ihnen.

Wildenstein stellte sich neben ihn, hob abwehrend beide Hände. Aber das Brüllen wurde nur noch ärger.

Da stürmte die Wache in den Saal. Voran der Leutnant mit gezogenem Degen. Die Mannschaft hielt die Gewehre schußbereit.

Die Arbeiter wichen verschreckt zurück.

Der Offizier salutierte. „Ich stehe zu Eurer Verfügung, Herr Baron. Befehlt!“

Ein atemberaubendes Schweigen lag über dem großen Raum. Die Arbeiter wagten kaum hochzublicken.

Böttger stand allein zwischen den Fronten. Er bedachte sich kurz. Dann sagte er, vernehmlich, aber ohne Erregung und so, als handle es sich nur um eine übliche Anordnung: „Danke, Herr Leutnant, ich . . . habe keinerlei Befehle für Euch. Das hier“, und dabei wies er auf die Gruppe der Arbeiter, „ist meine eigene Angelegenheit.“

Der Leutnant zögerte einen Augenblick. Dann verbeugte er sich knapp und steif und gab das Kommando zum Abmarsch. Während draußen im Gang der Marschtritt der Soldatenstiefel verhallte, ging Böttger einige Schritte auf die Arbeiter zu. „Ihr wundert euch wahrscheinlich über mich“, nahm er wie selbstverständlich das unterbrochene Gespräch wieder auf, „aber ich liebe die Gewalt nicht.“ Und als ob er für sich selbst spräche, fügte er, für jeden im Raum trotzdem vernehmbar, hinzu: „Nein, ich liebe sie nicht. Habe sie selber mehr als einmal kennengelernt.“

Dann wendete er sich ab, ging zum Fenster und schaute hinaus. Hinter ihm entstand Geraune. Dann schlurften sie hinaus, einer nach dem anderen. An ihre Arbeit.

Böttger begab sich in sein Arbeitszimmer. Dort diktierte er Steinbrück einen Brief an den König, bat dringend um die Bezahlung des ihm gelieferten Geschirrs.

Das Schreiben wurde mit dem Sonderkurier abgesandt, der den Auftrag erhielt, es unter allen Umständen dem König persönlich zu übergeben. Um die fälligen Lohnzahlungen zu sichern, versetzte Böttger in der Zwischenzeit sein Gold, das Andenken an Laskaris. Denn der König ließ erst nach Wochen von sich hören. Dann stellte er freilich eine größere Geldsumme zur Verfügung. Die „desolate Meißener Porcellain-Affaire“ an die große Glocke zu hängen war wohl doch nicht ratsam, wenn man weiter im Geschäft bleiben wollte.

Eines Tages brachte ein Dresdner Kaufherr, der in Brandenburg an der Havel Lederwaren und Öl gehandelt hatte, die Kunde mit, daß in der dortigen Gegend, nämlich in Plaue, ein Direktor Kempe eine Porzellanmanufaktur errichtet hätte.

Diese Nachricht erregte die Gemüter der Geldgeber am Hofe in Dresden. Der König verlangte von Böttger eine Untersuchung der Angelegenheit. Friedrich Böttger zwar hielt es einfach für unmöglich, daß sich der damals entlaufene Kempe in den Besitz des echten Geheimmittels gesetzt haben könnte. Doch um sicher zu gehen, besprach er die ihm persönlich unangenehme Sache mit seinem alten Freund Siebert. Beide kamen überein, sich Gewißheit zu verschaffen. So erschien, kurze Zeit darauf, im Kontor der Manufaktur in Plaue ein vornehm gekleideter, durch seinen langen dunklen Vollbart fremdländisch erscheinender Herr, der den Monsieur Direktor zu sprechen wünschte.

Ein junger Mann, der am Schreibpult arbeitete, rutschte vom Drehstuhl und bat den Besucher, Platz zu nehmen.

Kempe, der sich schnell einen Staatsrock übergeworfen hatte, kam und fragte dienstbeflissen nach den Wünschen des Herrn.

Der Fremde kauderwelschte in gebrochenem Deutsch: „Ich komme aus Hamburg und wollte eigentlich nach Meissen. Aber ein Berliner Handelsfreund riet mir, zu Ihnen zu fahren, da könnte ich mir den langen Weg sparen. Ich hätte gern einige Eurer Vasen, Schalen, Kannen und Tassen angesehen.“

„Sehr gern, Monsieur!“ dienerte Kempe, ging zur Tür und rief laut: „Die Probestücke!“

Ein Mann in Arbeitskleidung stellte ein Tablett mit Steingut auf den Tisch.

Der Besucher prüfte die Ware eingehend.

„Ihr seid ohne Zweifel ein Fachmann“, schmeichelte Kempe, um sich anzubiedern.

Der Fremde sah kurz auf. Nach einer geraumen Weile meinte er beiläufig: „Ein gutes rotes Steingut. Ist das aber Eure ganze Fabrikation? Habt Ihr keine glasierten Stücke? Vor allem kein weißes Porzellan?“

Jetzt merkte Kempe, daß er einen wirklichen Kenner seines Faches vor sich hatte, und versuchte sich herauszureden.

„Wir stehen erst am Anfang der Produktion. Die Zusammensetzung der Erden für das weiße Gut wird noch im Laboratorium geprüft. Auch sind wir noch dabei, die dazu notwendigen Brennöfen aufzustellen. Dazu haben wir Schwierigkeiten mit dem Verkauf . . .“

Der Fremde stand auf, riß sich mit einem Ruck den falschen Bart herunter und sagte in unverstellter Sprache: „Das einzige, was ich dir wirklich glaube, Samuel Kempe!“

Erschrocken trat der Herr Direktor einen Schritt zurück und stotterte: „Herr – Siebert – Sie . . .“

Christian lächelte bitter. „Leibhaftig, wie du siehst. Meintest du etwa, wir würden es nicht erfahren, wenn ein Konkurrenzunternehmen entsteht, das sich auf Diebstahl und Verrat unserer Geheimnisse gründet? Aber wie ich sah, kannst du uns nicht gefährlich werden, weil du nur weißt, was wir beinahe schon vergessen haben.“ Kempe stand noch immer sprachlos da und starrte auf die Tür, die Siebert hinter sich zugeschlagen hatte.

Johann Friedrich Böttger siechte langsam dahin. Monate verbrachte er im Bett. Sein Augenlicht wurde immer schwächer, schließlich erblindete er völlig. Das beschleunigte sein Ende. Am 13. März 1719 starb er, erst siebenunddreißig Jahre alt.

Doch der Fluch des Goldes verfolgte ihn über den Tod hinaus. In König August flackerte noch einmal der Goldrausch auf. Er mißtraute Böttger noch immer. Hatte der Adept nicht doch Gold gemacht und das Geheimnis vor ihm verborgen? Könnte er nicht auch, wie von den berühmten Alchimisten geschrieben wird, den Stein der Weisen mit ins Jenseits genommen haben?

Der König ließ die gesamte Hinterlassenschaft, auch Kleidung und Sarg des Verblichenen genau durchsuchen nach dem arcanum magnum – doch ohne Erfolg.

Der Goldmacher Johann Friedrich Böttger hatte „nur“ das weiße Gold geschaffen. Aus eigenem Können. Mit nie versiegendem Eifer und unter der Qual des Zwanges, die seine Lebenskraft zerbrach. Das weiße Gold aber hat ihn über die Jahrhunderte hinweg überlebt und seinem Namen Glanz gegeben.



Johann Friedrich Löffler

WORTERKLÄRUNGEN

Adept	Goldmacher
Administrator	Verwalter, Bevollmächtigter
Akanthus	Bärenklau, ein Staudengewächs
Alchimie	Bezeichnung für die mittelalterliche Chemie, deren Ziel u. a. war, aus unedlen Stoffen Gold herzustellen
Allongeperücke	Männerperücke mit langen Locken
Antimon	chemischer Grundstoff
arcanum magnum	das große Geheimmittel
assignieren	Geld anweisen
Attention	Aufmerksamkeit
au revoir	auf Wiedersehen
desolat	traurig
dethronisieren	entthronen
devot	unterwürfig, ergeben
Elixier	Pflanzenauszug mit Zusätzen von ätherischen Ölen; in der Alchimie ein Stoff, der die Umwandlung unedler Metalle in Gold ermöglichen sollte
Eskorte	Geleit
Examinator	Prüfer, Untersucher
Favorit	Günstling
Gran	alte Gewichtseinheit für Arzneien (etwa 0,06 g)
Grandezza	hoheitsvolles Benehmen
Hypothese	Vermutung, noch unbewiesene Annahme
Immatrikulation	Aufnahme in eine Hochschule
Jabot	Spitzenkrause am Halsausschnitt von Kleidungsstücken
Jerimiade	Klagelied (nach dem bibl. Propheten Jeremias)
jovial	leutselig, heiter
Kavalkade	Reiterzug
konspirieren	heimtückisch vorgehen
kontrahieren	einen Vertrag schließen
konventionell	herkömmlich, üblich
Latwerge	breiförmige Arznei

legieren	ein Metall mit einem oder mehreren andern durch Zusammenschmelzen vermischen
Liquor	flüssiges Arzneimittel
Lorgnon	Stieleinglas, gestieltes Augenglas
Lüster	metallisch glänzender, hauchdünner Überzug auf Glasuren
Maskaron	fratzenhafter Menschenkopf als Außenverzierung von Bauteilen
Memoriale	Denkschrift
Mixtur	Arznei mit mehreren flüssigen Bestandteilen
Mystifikation	Täuschung, Irreführung
obstinat	eigensinnig, widerspenstig
Offizin	Arbeitsraum in der Apotheke
Ordinarius	hier Klassenlehrer einer höheren Schule
parbleu	potztausend
pekuniär	geldlich
Pharmazie	Arzneimittelkunde
Phiole	bauchige Glasflasche mit langem, engem Hals
plumbum purum	reines Blei
Prinzipal	Lehrherr
privilegiert	mit Vorrechten versehen, von einer Abgabe befreit
quinta essentia	hier das Wesentliche von einem Ding (Quintessenz)
recherchieren	nachforschen, Erkundigungen einziehen
Redoute	Maskenball
Renommee	guter Ruf
Reputation	achtbares Ansehen
Resident	dipl. Vertreter, Geschäftsträger
Reverenz	Ehrfurchtsbezeigung
Roulette	Glücksspiel
Schoßkelle	Kutschersitz am Pferdewagen
Spiritus Lavandulae	Lavendelgeist
süffisant	dünnhaft, selbstgefällig
Sulfur	Schwefel
tingieren	färben, dünn versilbern
Tinktur	aus Drogen gewonnener farbiger Auszug
Transmutation	Umwandlung
triste	traurig
Voliere	Vogelhaus
wohlaffektiert	zugetan, wohlgeneigt

